

Silvester

So um die tiefe Mitternacht,
da Heute sich vom Gestern wendet,
ein Morgen neue Zukunft spendet,
ist seltsam eine ferne Macht
am Wege.
Und bindet die Lose
zu neuem Beginn
und meistert die Sterne
zu ihrem Sinn.

So um die tiefe Mitternacht
da drängen Menschen sich zusammen
bei lautem Licht und grellen Flammen
und fühlen jene ferne Macht
am Wege.
Sie schwelgen in Lachen
und Tanz und Geschrei,
bis Mitternachtbängen
für sie vorbei.

Doch Seelen lauschen um Mitternacht
in das Geheimnis der fernen Macht
am Wege.

4

angeli

Mundart und Mundartdichtung in Franken heute

Vorträge von

Dr. E. Straßner und Dr. E. Wagner

gehalten beim VII. Heimatkundlichen Seminar des Frankenbundes 1966

Mundartbeiträge von

Engelbert Bach, Franz Bauer, Adam J. Metzner, Willy R. Reichert,

Willi Schmitzer, Wilhelm Staudacher und Georg Trost

Zusammenfassung von Dr. E. Straßner

✓
Beiheft I/67 zur Zeitschrift FRANKENLAND

Alle Rechte bei den Verfassern.
Druck PIUS HALBIG, Würzburg

387 1 68670

ref

Zur Situation der Mundart heute

Vortrag von Eberhard Wagner

Eine gründliche Behandlung des zur Diskussion stehenden Problems zwingt dazu, zuerst einige Begriffe zu klären, mit denen wir im allgemeinen zu operieren gewöhnt sind, ohne uns ihrer Vieldeutigkeit bewußt zu sein. Wir sind uns dabei im klaren, daß es unmöglich sein wird, diese Vieldeutigkeiten restlos aus der Welt zu schaffen, müssen uns aber bemühen, in der Definition der zu klärenden Begriffe 'Mundart', 'Umgangssprache' und 'Hochsprache' ein möglichst hohes Maß an Genauigkeit zu erreichen. Dabei empfiehlt es sich, unter Berücksichtigung der historischen Verhältnisse immer wieder die inneren Zusammenhänge in Rechnung zu stellen, die zwischen den einzelnen Schichten der deutschen Gesamtsprache bestehen.

Unterschiede zw. Mundart, Hochspr., Umgangssprache
Das Wort *Mundart* wurde im 17. Jahrhundert creiert und bildete damals den Gegensatz zu *Schreibart*. Dem Wort *Schreibart* hatte man ursprünglich *Redart* gegenübergestellt, das Philipp von Zesen 1640 durch *Mundart* ersetzte. Hintergrund dieser Wortschöpfungen war das Bestreben, das aus dem Lateinischen, bzw. Griechischen übernommene Idiom *Dialekt* zu ersetzen¹⁾. Aus mittelhochdeutscher Zeit ist uns für 'Mundart' das Synonym *lantsprache* überliefert²⁾, und wenn Hugo von Trimberg, ein Schulmeister aus Bamberg, um 1300 einige der deutschen Mundarten in umschreibenden Versen zu kennzeichnen versucht, so liegt der Gedanke nahe, daß es den Gegensatz von Mundart und Hochsprache auch damals schon, wenn auch in anderer formaler Ausprägung, gegeben haben wird.

Die Entstehungsgeschichte der deutschen Hochsprache moderner Prägung reicht bekanntlich bis ins 16. und 15. Jahrhundert zurück. Ihre feste lautliche Normierung erfuhr sie allerdings erst am Ende des 19. Jahrhunderts, als man sich zwischen Theaterleuten und Germanisten über eine vorbildliche deutsche Bühnenaussprache zu einigen versuchte. Im Jahre 1898 erschien dann die erste Auflage des Buches „Deutsche Bühnenaussprache“ von Theodor Siebs³⁾, das die Ergebnisse eines Treffens von Vertretern des Deutschen Bühnenvereins und der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zusammenfaßte. „Das Buch behandelte wirklich die Bühnenaussprache, aus der Bühnenerfahrung gewonnen und für den Gebrauch der Bühne berechnet... Aber dahinter stand von Anfang an das weitere Ziel, die schon fast vorhandene Einheit, die in der Kunstausprache herrscht, für praktische Zwecke zunutze zu machen, und d. h.: die Bühnenaussprache zur Hochsprache zu machen“⁴⁾. Dementsprechend wurde dem Titel des Siebs'schen Buches bei einer der vielen Neuauflagen (1922) der Beitel „Deutsche Hochsprache“ gegeben⁵⁾.

Galten die Bestrebungen Siebs' in erster Linie der Aussprache der Hochsprache, so richtete sich das Augenmerk des Gymnasiallehrers Konrad Duden (1829 – 1911) auf die Orthographie der deutschen Sprache. Sein als Rechtschreibbuch für die deutschen Buchdruckereien gedachtes Werk erscheint seit 1880 in vielen Neubearbeitungen und gilt als „Der Duden“ bis heute als verbindliches Reglement der Orthographie⁶⁾. „Duden“ und „Siebs“ bestimmen das Aussehen der deutschen Hochsprache. Die in ihnen niedergelegten Richtlinien sind nicht einer regionalen Mundart oder Umgangssprache entnommen, sondern wurden aus relativ statischen Sprachbereichen – Bühnendeutsch, Schule, Buchdruck – abgeleitet, wenn sie auch zunächst für diese Bereiche selbst bestimmt waren.

Dieser Sachverhalt, so einfach und in seinen Konsequenzen einleuchtend er auch zu sein scheint, hat der Hochsprache doch den Vorwurf eingebracht, sie sei etwas Künstliches, etwas im Grunde Unnatürliches. Den Maßstab für eine solche Behauptung gibt die „natürliche“, „gewachsene“ Mundart ab, die durch keine starren Regeln beengt und immer neuem Wandel zugänglich ist. Bei näherem Hinsehen zeigt sich aber, daß solche Feststellungen mit einer gewissen Vorsicht zu betrachten sind. Was die Reglementierung betrifft, so muß man sagen: Auch in der Mundart gibt es feste Vorschriften für Aussprache und Grammatik, die man paraphrasieren und beschreiben kann. Die deutsche Mundartforschung hat sich seit Jahrzehnten dieser mühseligen, aber sehr wichtigen Aufgabe unterzogen, auch im ostfränkischen Sprachbereich. Auf die gewonnenen Ergebnisse wird später noch einzugehen sein. – Was die Wandlungsfähigkeit der Mundart betrifft, so wäre im Verhältnis zur Hochsprache zu sagen, daß sie gewiß wandlungsfähiger ist als diese (schon aus dem einfachen Grund, weil ihr die Stützung durch schriftliche Reglementierung, wenn diese technisch auch möglich ist, insofern fehlt, als es niemandem einfallen würde, eine Orts- oder Gebietsgrammatik urplötzlich zu überregionaler Geltung zu erheben), daß sich aber die Mundart heute in einer ähnlichen Abwehrstellung befindet wie die Hochsprache, einer Abwehrstellung allerdings, die für die Mundart tödlich, für die Hochsprache schlimmstenfalls konservierend wirken kann. Die Bedrohung des einen wie des anderen Bereiches geht von der Umgangssprache aus.

Für sie gibt es, und es läßt ihre Verwandtschaft zur Mundart erkennen, keine gemeindeutsche Form, es zeichnen sich aber gewisse überlandtschaftliche Formen ab⁷⁾. Das Wort *Umgangssprache* stammt aus jener Zeit, als man die Mundart nicht mehr als verdorbenes Hochdeutsch betrachtete, aus der Romantik also, und bürgerte sich seitdem in der wissenschaftlichen Terminologie ein, wenn auch immer wieder Versuche gemacht wurden, es durch andere Termini zu ersetzen. „Die Umgangssprache ist am leichtesten zu umschreiben, aber am schwersten zu

beschreiben“⁸⁾). Diese lapidare Feststellung kennzeichnet in etwa die Schwierigkeiten, die uns bei der Klärung dieses Begriffes erwarten.

Man hört häufig die Meinung, die Umgangssprache sei ein Produkt des Industriezeitalters. Dem haben wir entgegenzuhalten, daß es seit dem Spätmittelalter, vielleicht sogar schon eher, verkehrssprachliche Formen gegeben haben wird; „seit dem 16. Jahrhundert erscheinen die ersten Zeugnisse für eine Umgangssprache, und im 17./18. Jahrhundert gibt es Umgangssprachen bürgerlicher und höfischer Art (Hofsprachen)“⁹⁾). An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert registrieren wir eine, verglichen mit der Zeit vorher, stärkere umgangssprachliche Tendenz, die sich bis in die Gegenwart hinein immer kräftiger durchsetzt.]

Nachdem wir so die Geschichte unserer drei Begriffe ein wenig beleuchtet haben, ist es angebracht, einen Versuch zu ihrer Wesensbestimmung zu machen. 'Hochsprache' ist der Idealtyp einer für die Gesamtheit der deutsch sprechenden Menschen maßgebenden Sprachform, deren man sich auch schriftlich, und zwar durch die allgemein üblichen Zeichen realisiert, bedienen kann. 'Mundart' ist der Idealtyp der in einem gesellschaftlichen Intimbereich gebräuchlichen Sprachform, die primär nicht für den schriftlichen Gebrauch bestimmt ist. Mundartdichtung ist ein besonderer Fall und soll hier ausgeklammert bleiben. Es liegt daher eine gewisse Berechtigung darin, wenn gesagt wird: Mundart ist nur im Vollzug da¹⁰⁾. Was ihre graphische Verwirklichung angeht, so ist wohl ein Hinweis darauf genug, in welcher großen Schwierigkeiten man gerät und zu welchem weitgehenden Kompromissen man bereit sein muß, wenn man Mundartliches mit unseren herkömmlichen Zeichen wiederzugeben versucht.

Zwischen diesen beiden Idealtypen (Hochsprache, verständlich und sprechbar für alle, Mundart, verständlich und sprechbar für die Mitglieder einer bestimmten Intimgemeinschaft) nimmt sich die Umgangssprache ausgesprochen unprofiliert aus. Ihren sprachlichen Fundus, Wörter, Lautungen usw., gewinnt sie einerseits aus der Mundart, andererseits aus der Hochsprache, sie ist eigentlich nur als eine Tendenz von der Mundart weg und zur Hochsprache hin (oder umgekehrt) definierbar, nicht aber als ein fest zu umreißender Sprachtyp. Aus dieser Tatsache läßt sich auch die Beobachtung ableiten, daß die Zahl der registrierbaren umgangssprachlichen Tendenzen identisch mit der Zahl der vorhandenen Mundarten ist. Dadurch zerfällt zwar einerseits der Begriff 'Umgangssprache' noch mehr, es wird aber auch deutlich, daß die beiden Idealtypen 'Mundart' und 'Hochsprache' ihrem Wesen nach nicht nur statisch sind, sondern auch Impulse empfangen und abgeben. Im gesamtsprachlichen Gefüge ist überall Bewegung, wenn sich auch Pole mit unterschiedlicher Wandlungsbereitschaft ermitteln lassen. Der Versuch, die Begriffe 'Mundart', 'Umgangssprache' und 'Hochsprache' zu definieren, mündet in die Notwendigkeit, von einer allgemeinen, im Begrifflichen haftenden Betrachtungsweise abzurücken,

wenn wir unzulässige Vereinheitlichungen nach der einen oder anderen Seite hin vermeiden wollen – mit anderen Worten: Wir müssen uns intensiver den Sprachträgern zuwenden, wenn wir über die Sprache selbst genauere Auskünfte erhalten wollen.

Bekanntlich gibt es heute kaum noch jemanden, der nur über eine einzige Redeweise verfügt. Wir alle wechseln, je nachdem, wer unser Gesprächspartner ist, den „Tonfall“. Wenden wir diese grundlegende Beobachtung auf den Bereich des Dorfes an, so können wir einige zunächst allgemeine Feststellungen treffen, z. B.: Ein Bauer verständigt sich mit einem Mitglied seiner Familie über irgendeinen Arbeitsvorgang. Da er weiß, daß dieses Familienmitglied die Ortsmundart versteht und spricht, wählt er sie als Verständigungsbasis. Spricht derselbe Bauer mit seinem Nachbarn, der – beispielsweise – aus einem der früher deutschsprachigen Ostgebiete stammt, so wird er sich bemühen, eine Kommunikationsebene zu wählen, die näher am Hochsprachlichen liegt und es seinem Gegenüber erleichtert, ihn zu verstehen. Dasselbe gilt natürlich auch für den Zugezogenen, der ja meist seine eigene Mundart mitgebracht hat. Natürlich klappt die Verständigung zwischen diesen beiden Gesprächspartnern umso besser, je länger sie sich darin üben. Sprecherefahrung reiht sich an Sprecherfahrung, bis sich allmählich eine gemeinsame Grundlage herauskristallisiert. Andere Möglichkeiten wären: Die Unterhaltung mit dem Lehrer des Dorfes, der vielleicht die Mundart nicht perfekt oder sogar überhaupt nicht beherrscht. Zu dem Bemühen, sich gemessen an der Mundart hochsprachlicher auszudrücken, um verstanden zu werden, kommt noch die Tatsache, daß der Lehrer eine gewisse Respektsstellung im Dorfe einnimmt. „Man“ plaudert mit ihm anders als mit einem x-beliebigen Dorfbewohner, neben dem man vielleicht als Kind schon auf der Schulbank gesessen hat und den man von klein auf kennt. Eine ähnliche Respektsstellung wie dem Lehrer kommt auch dem Pfarrer zu. Oder nehmen wir an, ein Bauer unterhält sich mit einem Reisenden für landwirtschaftliche Geräte oder für ein Düngemittel. Um hier mithalten zu können, muß er einen Fundus von Spezialausdrücken beherrschen. An besonderen Anlässen, die ein Ausweichen in hochsprachliche Richtung unter Umständen nötig machen, seien noch aufgeführt: Sitzung des Gemeinde- oder Kreisrates, Verständigung mit Pensionsgästen aus der Stadt, Teilnahme an einem Ausbildungskurs (Führerschein!) – es bleibt der Lebenskenntnis eines jeden einzelnen überlassen, die Reihe beliebig weiterzuführen.

Wie sieht die Sprache von Bauernsöhnen aus, die nicht den Hof ihrer Eltern übernehmen wollen oder können und täglich in die nächstliegende Stadt fahren, um dort einer handwerklichen Tätigkeit nachzugehen oder als Arbeiter zu schaffen? Sie hören Tag für Tag die Sprache ihrer städtischen Berufskollegen und müssen sich, wenn sie berufliches Fortkommen anstreben, diese Sprache mehr oder weniger aneignen. Zu Hau-

se, in der Familie der Eltern, sprechen diese Pendler meistens noch Mundart, aber ändert sich das nicht, wenn sie eine eigene Familie gründen? Werden ihre Kinder noch die Mundart der Großeltern als Intimsprache innerhalb der Familie lernen? Auf all diese Fragen wird noch zurückzukommen sein, auch auf die besondere Rolle, die der Schule in diesem Rahmen zufällt. Sie wurden hier nur aufgeworfen, um das starre Bild von einer klar differenzierten Schichtung 'Mundart' – 'Umgangssprache' – 'Hochsprache' etwas aufzulockern.

Als Sprachwissenschaftler schätzen wir an der Mundart besonders ihre Eigenschaft, ältere Lautzustände, Wörter, syntaktische Besonderheiten usw. zu bewahren. Wir haben in ihr eine Sprachschicht vor uns, die, um es auf einen einfachen Nenner zu bringen, einen weiteren Blick in die sprachgeschichtlichen Vor-Zustände gestattet als Umgangssprache oder Hochsprache dazu in der Lage sind. Freilich ist auch hier Vorsicht geboten. Gerade die Betrachtung der Mundarten verlangt sehr genaues Hinsehen und sehr viel kritischen Blick etwa für das Alter von Wörtern. Wir müssen berücksichtigen, daß das Bild der Mundart nicht die Momentaufnahme eines sprachlichen Zustandes aus dem hohen oder späten Mittelalter ist. Fast alle Mundarten enthalten – beispielsweise – Fremdwörter. Sogar in den Sprachinseln des Ostens gab es französisches Wortgut, das aber nicht aus Frankreich in direkter Weise importiert, sondern von der gesellschaftlichen Oberschicht im 18. Jahrhundert an Bereiche des bäuerlichen Lebens abgegeben wurde¹¹⁾. Dieses Detail macht uns wieder auf zwei wesentliche Aspekte der Mundart aufmerksam: Sie beinhaltet zum einen einen sprachhistorischen Faktor, d. h. sie ist Sprachschicht mit ältesten Ablagerungen aus sprachlicher Vergangenheit, und sie enthält zum anderen einen soziologischen Faktor, d. h. in ihrer Ausformung finden und fanden gesellschaftliche Gegebenheiten ihren Niederschlag. Konfrontiert man diese beiden Faktoren, den sprachhistorischen und den soziologischen, mit der gesellschaftlichen Struktur des Ortes, um dessen Mundart es gerade geht, so sind wir notwendigerweise dazu gezwungen, zunächst die Gesamtheit der sprachlichen Verständigungsmöglichkeiten in Betracht zu ziehen. Konkret sähe das etwa so aus: Alle Einwohner des Ortes müßten systematisch und zwar in möglichst vielen, idealerweise in allen möglichen Sprechsituationen auf ihre Sprache hin befragt werden und zwar in einem Verfahren, das es erlaubt, sie auch dann zu beobachten, wenn sie nicht daran denken, daß jemand auf ihre Sprache achtet; denn die offene, bewußt durchgeführte Mundartbefragung schafft bereits wieder einen psychologischen Spannungszustand zwischen Mundartsprecher und Mundartbeobachter, dessen Rückwirkung auf den Sprecher schwer zu kontrollieren ist. Das auf die oben beschriebene Weise gewonnene Material müßte in sprachliche Bestandteile zerlegt werden, die man in eine relative Chronologie zu bringen hätte; d. h. man müßte so lange Älteres von Jüngerem trennen, bis man eine Schicht ältester

Bestandteile hat, die zusammengenommen eine ausreichende Kommunikationsbasis abgeben. Wenn wir bereit sind, diese Schicht „die Mundart“ jenes Ortes zu nennen, egal, wie nah oder fern sie der Hochsprache ist, so würde sich das Problem der Mundartgefährdung insofern von selbst erledigen, als man hier nie von einem Verschwinden der Mundart, sondern schlimmstenfalls von einer Umwandlung derselben zu sprechen hätte.

Die Beschreibung einer auf diese Art und Weise fixierten 'Mundart' müßte sich dadurch bewerkstelligen lassen, daß man in einer Gegenprobe ihre Bestandteile zu klassifizieren sucht, indem man sie beispielsweise nach ihrer Herkunft prüft, also etwa nach den Schemata: von der älteren Generation gebraucht: von der jüngeren Generation gebraucht: mehr von Arbeitern gebraucht: mehr von Bauern gebraucht; mehr im Familienkreis gebraucht: mehr im Nachbarschaftskreis gebraucht; mehr von Pendlern gebraucht: mehr von Seßhaften; schwerer mit den allgemein üblichen Schriftzeichen darzustellen: leichter mit ihnen darzustellen, und so weiter. Am Ende einer solchen gewiß sehr langwierigen Untersuchung würde man immerhin ein ungefähres Bild von den Eigenschaften und der Lagerung einer Mundart im sozialen Gefüge des zu untersuchenden Ortes erhalten. – Zugegeben, die hier vorgeschlagene Untersuchungsweise wird und muß weitestgehend Utopie bleiben. Trotzdem lenkt sie den Blick aus der doktrinären Enge des Rein-Begrifflichen heraus, weil sie den sprachtragenden Faktoren in ihrer Verschiedenheit gerechter zu werden vermag. Die klassische Definition von Mundart als einer Sprache, die für alle Einwohner eines Dorfes verbindlich ist, reicht einfach heute nicht mehr aus, um die Vielheit des sprachlichen Lebens auch in kleineren Raumeinheiten zu erfassen.

Wir haben einen Teil des auf die oben beschriebene Weise gewonnenen Sprachmaterials abgesondert und ihn als „Mundart“ definiert. Alles übrige, also jüngere und jüngste sprachliche Erscheinungen, müssen wir als „Umgangssprache“ bezeichnen, ausgenommen etwa Bestandteile, die aus dem Schulunterricht oder der Predigt des Pfarrers stammen und denen man hochsprachlichen Charakter zuerkennen muß. Obwohl in allen Untersuchungen zum Thema 'Mundart' – 'Umgangssprache' immer wieder auf das Umspringen in der Ausdrucksform je nach den Gesprächspartnern hingewiesen wird, hat sich doch kaum jemand die Mühe gemacht, auch nur teilweise eine dementsprechende Untersuchungsmethode anzuwenden. Deshalb enthalten fast alle Abhandlungen zum Problem eine relativ große Fehlerquelle, die man durch Hinweise auf die sozialen Veränderungen der Zeit, auf die steigende Bildung und Technisierung zuzudecken versucht ^{11a)}. Darauf sei bereits an dieser Stelle im Hinblick auf die unten angeführten Beispiele von Mundartgefährdung u. ä. hingewiesen.

Die Beobachtungen, daß Umgangssprachen räumlich gesehen die Verkehrssprachen mehr oder minder ausgedehnter Gebiete sind ¹²⁾ – man

hat auch vorgeschlagen, sie deswegen *Gebietssprachen* zu nennen¹³⁾ – und daß sie den Wortschatz kleinräumiger Geltung meiden, legen den Gedanken nahe, aus der Vielfalt der umgangssprachlichen Erscheinungen könne sich allmählich eine überregionale Hochsprache etwa mit fränkischem Einschlag herausbilden, die man etwa mit Begriffen wie 'Hochfränkisch' oder 'fränkische Hochsprache' zu umschreiben hätte. Es ist sicher richtig, daß Hochsprache fast nie in idealer Weise verwirklicht wird. Regionale Lautgebung fließt immer wieder mit ein und läßt die landschaftliche Herkunft eines Sprechers erkennen. Trotzdem ist eine solche Redeweise meilenweit entfernt von dem, was man unter 'Umgangssprache' zu verstehen hat, und auch das Prädikat 'hochfränkisch' können wir einer lautlich fränkisch gefärbten, aber ansonsten korrekt-hochsprachlichen Ausdrucksweise nicht erteilen. Die Deklaration einer fränkischen Hochsprache, die dann eventuell im Rundfunk oder in ähnlichen Bereichen Anwendung finden könnte und die aus den fränkischen Mundarten und Umgangssprachen zu entwickeln wäre, ist schon deswegen ein Unding, weil die Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachgebieten auch heute noch zu groß sind; abgesehen davon, daß es sich bei einem solchen Sprachgebilde um etwas höchst Künstliches handeln würde. Die Frage, inwieweit sich eine gehobene literarische Mundart entwickeln lassen wird, soll im Rahmen dieser Erörterungen ausgeklammert bleiben. Immerhin scheinen die Voraussetzungen hierfür wesentlich besser zu sein als für die Herausbildung eines 'Hochfränkischen'.

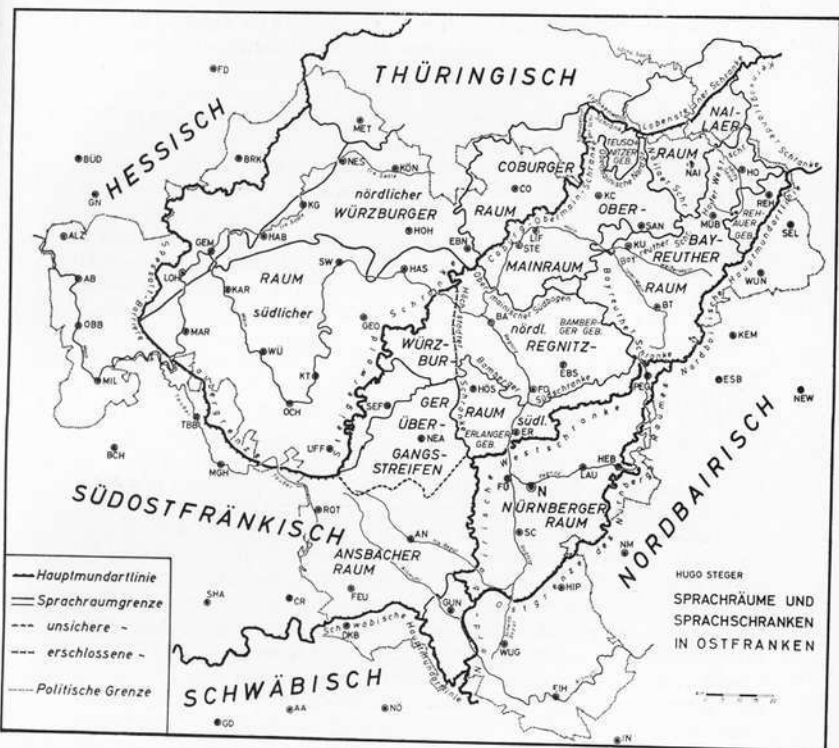
Der ostfränkische Sprachraum zeigt eine solch abwechslungsreiche Gliederung, daß man sich fast scheut, überhaupt von einem Sprachraum zu sprechen, weil diese Bezeichnung das Bild innerer Festigkeit und äußerer Geschlossenheit suggeriert. Wir beschränken uns in unserem Zusammenhang auf die Mundarten der drei Regierungsbezirke Ober-, Mittel- und Unterfranken, wobei wir uns darüber im klaren sind, daß diese Auswahl nicht nach sprachlichen, sondern nach politisch-historischen Gegebenheiten getroffen worden ist.

Unser Gebiet ist in den letzten Jahrzehnten Landschaft für Landschaft von Mundartforschern untersucht worden, vor allem in lautgeographischer Hinsicht, so daß für Ober- und Mittelfranken ein fast lückenloses, für Unterfranken ein leider noch sehr weitmaschiges Netz von Ergebnissen vorliegt. Immerhin konnte vor kurzem eine interpretierende Zusammenschau der Einzelergebnisse vorgenommen werden. Die Habilitationsschrift von Hugo Steger „Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken“¹⁴⁾ ist zwar noch im Druck, wir dürfen aber hier einen kurzen Überblick über die ostfränkischen Sprachräume informativ vorwegnehmen.

Eine der markantesten Grenzlinien innerhalb des Ostfränkischen ist die sogenannte Steigerwald-Schranke. Sie trennt das Oberostfränkische

vom Unterostfränkischen und verläuft von S nach N in etwa wie die Grenze zwischen Unterfranken und Mittelfranken bzw. Oberfranken. Im Itz-Baunach-Gebiet trifft sie auf einige andere Linien und setzt sich als Coburg-Obermain-Schranke nach NO fort, so daß der Coburger Raum, wenn auch durch eine kräftige Westgrenze gegen den Würzburger Raum abgesetzt, im wesentlichen noch zum Mundartgebiet westlich der Steigerwald-Schranke gezogen wird. Die größte Fläche des Unterostfränkischen nimmt der Würzburger Raum ein, der sich in eine nördliche und in eine südliche Hälfte zerlegen läßt. Er erfährt seine westliche Begrenzung durch die Spessarthöhe. Diese läßt den Aschaffener Raum heraustreten, dessen Mundart schon dem Hessischen zugerechnet werden muß. Nördlich an den Würzburger Raum schließt sich der Henneberger Raum an. Er zeigt bereits starke thüringische Züge. Eine Reihe mundartlicher Eigenheiten, die sich im Thüringischen wiederfinden, herrschen auch im Würzburger Raum. An Unterschieden dieses Mundgebietes zum Oberostfränkischen seien genannt: Mhd. e und ä erscheinen als leicht geöffnete a-Laute gegenüber e oder ä im Oberostfränkischen, z. B. [raxd] gegenüber [räxd] für *recht*. Für *groß* erscheint im Unterostfränkischen [groas], oberostfränkisch gelten Formen wie [gruus], [gruues] usw. *Schnee* (mit mhd. langem e) zeigt [Schnää], [Schnäi] gegenüber [Schnii], [Schnäi] usw. Diese aus lautgeographischer Sicht gewonnene Zweiteilung wiederholt sich zum Teil auch auf wortgeographischer Ebene¹⁵). Nach dem derzeitigen Forschungsstand ist sie auf mittelalterliche Siedlungsbewegungen zurückzuführen, deren eine vom Hohenlohischen Raum ausging und eine dort zur Konsolidierung gekommene Mundartmischung über die Rednitzfurche und das nördliche Oberfranken bis in den vogtländischen Raum vermittelte, wodurch der Gesamtbereich des Oberostfränkischen entstand. Für das Unterostfränkische lassen die bisher herausgetretenen Zusammenhänge mit dem Thüringischen noch keine exakte Interpretation zu.

Das Oberostfränkische gliedert sich folgendermaßen: Im Südosten liegt der Nürnberger Raum mit seiner spezifisch ostfränkisch-nordbairischen Mundartmischung (etwa norb. [brouda], oberostfränkisch [haas]). An ihn schließt sich im südlichen W der Ansbacher Raum an, der räumlich etwa mit dem früheren Fstm. Brandenburg-Ansbach identisch ist. In der Nähe von Pegnitz grenzen Nürnberger und Bayreuther Raum aneinander. Über einige Einzelheiten dieses Gebietes wird in anderem Zusammenhang noch zu reden sein. Es setzt sich nordöstlich in Richtung Hof fort und ist westlich etwa durch den ehem. Einflußbereich der Bamberger Diözese abgegrenzt. Dieses historische Raumbilde zerfällt im wesentlichen in zwei Teile: den Regnitz-Raum und den Obermain-Raum. Die Frankenwaldschranke bildet den Abschluß nach N. Einige kleinere Mundartgebiete, das Rehauer, Nailaer und Teuschnitzer Gebiet sowie der Gunzenhausener Raum können nur am Rande Erwähnung finden.



Diese differenzierte Raumgliederung erweckt auf den ersten Blick nicht den Eindruck, als sei bei der Überlegung: Wie steht es mit unserer Mundart heute? allzu großer Pessimismus angebracht. Wir müssen uns aber vor Augen halten, daß die Erhebungen, auf denen das geschilderte Bild basiert, z. T. schon einige Jahrzehnte zurückliegen oder mit ausgesucht alten Mundartsprechern durchgeführt wurden. Das muß nicht unbedingt heißen, daß sich das rein optische Bild der Grenzverläufe seitdem wesentlich geändert hat, es kann aber bedeuten, daß innerhalb der herausgestellten Mundarträume Neuerungstendenzen im Gange sind, von denen wir noch weitgehend keine Kenntnis haben. Diesen Mangel wird man der ostfränkischen Mundartforschung aus dem Grunde nicht

ankreiden dürfen, weil sie statt dessen große Bemühungen um die Erarbeitung der Sprachräume angestellt und dabei zur Fixierung möglichst alter Zustände beigetragen hat. Hier wurde eine Basis geschaffen, von der aus man vorwärts und rückwärts schreitend weitere Erkenntnisse gewinnen kann.

Bei der Beantwortung der Frage: Wie steht es mit der Mundart heute? werden wir dem oben Gesagten entsprechend einige Ausblicke über die ostfränkischen Grenzpfähle tun müssen, bevor wir versuchen, für unser Gebiet zu vorläufigen Ergebnissen zu kommen.

Am intensivsten wurde die Frage nach dem Verhältnis von Mundart zu Umgangssprache, bzw. nach der Stellung der Mundart heute im ostmitteldeutschen Raum gestellt. Das kommt nicht von ungefähr. War es doch die Sprache jenes Gebietes, die entscheidende Bedeutung für die Herausbildung der deutschen Hoch- oder Schriftsprache erlangte¹⁶⁾. In einer Reihe von Untersuchungen wurde dem Verhältnis von Mundart zu Umgangssprache in der Oberlausitz, im Meißnischen, im thüringisch-vogtländischen Grenzgebiet und im Thüringischen sowie in der Altenburgischen Sprachlandschaft nachgespürt. Dabei ergab sich eine Vielzahl von Beobachtungen, die unsere Aufmerksamkeit verdienen, auch wenn sie sich nicht auf Sprachmaterial aus unseren Landschaften beziehen. So stellte Bellmann¹⁷⁾ zur Sprachsoziologie der Oberlausitz fest, daß die Aufgabe der Mundart nicht unbewußt vor sich geht. „Man sieht in ihr etwas zutiefst Rückständiges, und allgemein verbreitet ist die Erfahrung, daß jeder Mundartsprecher im beruflichen Fortkommen gehemmt und vor der Öffentlichkeit nicht selten dem Spott preisgegeben ist. Das gilt insbesondere für die ständig wachsende Zahl derjenigen Dorfbewohner, die... täglich in die Stadt zur Arbeit und am Abend wieder zurück aufs Land fahren. Diese Menschen, die gleichzeitig der städtischen wie auch der Dorfgemeinschaft angehören und ständig zwischen beiden hin und her pendeln, verkörpern die Form des Binnenverkehrs, die heute in entscheidendem Maße die sprachlichen Zustände auf dem Lande umgestaltet. Sie unterdrücken... die auffälligen Merkmale ihrer Mundart und streben nach der höheren, d. h. der Schriftsprache näher stehenden Sprachnorm der in der Stadt beheimateten Arbeitskollegen“¹⁸⁾. Von der gewohnten Vorstellung einer defensiven Rolle der Mundartsprecher gegenüber der städtischen Umgangssprache meint Bellmann abrücken zu müssen, da die Dorfbewohner sich in der sprachlichen Auseinandersetzung ausgesprochen zugunsten der Umgangssprache verhalten¹⁹⁾. Am Beispiel von Stadtmundarten aus dem thüringisch-vogtländischen Grenzgebiet hat G. Glück den Verlauf des Wandels von Mundart zur Hochsprache zu verdeutlichen versucht und dabei festgestellt, daß das mundartliche Lautbild häufig nicht mechanisch durch das hochsprachliche ersetzt wird, sondern sich auf eine Zwischenstufe einpendelt²⁰⁾. Bei Untersuchungen von Mundart und Umgangssprache

im Meißnischen hat Grosse einen „Mehrwert sprachlicher Geltung“ für die Umgangssprache festgestellt²¹⁾ und beobachtet, daß die Mundart nicht einmal mehr im engen Kreis der Familie ihr Recht behalte und nur noch von einer Schicht alter, eingesessener Leute gebraucht werde²²⁾. Grosse stellt zwei Vorgänge der Mundartbeseitigung heraus: Zersetzung und Auflösung der Flächen mundartlicher Kerngebiete²³⁾. Unter 'Zersetzung' versteht er die Übernahme der umgangssprachlichen Form eines Wortes an verschiedenen Stellen zur gleichen Zeit, unter 'Auflösung' versteht er Erscheinungen wie z. B. die schriftsprachliche Rückbildung, wenn etwa ein ma. offenes o für hochsprachliches a über eine Zwischenstufe an diesen Lautwert (a) angenähert wird. „Beide Vorgänge haben gemein, daß sie erstens ein großes Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung gleichmäßig betreffen, und zweitens beide in dem psychologischen Übergewicht der Umgangssprache ihre Ursache und Wirkungskraft haben“²⁴⁾.

Ähnliche Beobachtungen machte von Polenz im Altenburgischen. Das Fortbestehen der Mundart sieht er nur noch insofern gewährleistet, als es Sprecher gibt, die neben der für sie wichtigeren Umgangssprache auch die Mundart noch beherrschen. Der prozentuale Anteil solcher zweisprachigen Personen gehe aber naturgemäß immer mehr zurück²⁵⁾. In dieselbe Richtung geht auch die Feststellung von Rosenkranz für den Thüringer Sprachraum, wo die alte Mundart mit der sie tragenden reinen Agrargesellschaft verschwinde²⁶⁾ und sogar die Umgangssprache nicht ungefährdet sei.

Für Württemberg hat Ulrich Engel das Verschwinden der Dorf-mundarten im Sinne einer für alle eingeborenen Bewohner verbindlichen Sprachnorm konstatiert. Er widmet sich vorzugsweise dem Wie des Auflösungsprozesses der Mundart und stellt drei Wege heraus, von denen er den ersten als formal, den zweiten als geistig und den dritten als stilistisch kennzeichnet. Als Ursachen des Mundartschwundes gibt er vor allem soziale Veränderungen der Zeit und steigende Bildung sowie die Auflösung der engen Bindung des Menschen an seinen heimatlichen Lebensraum an²⁷⁾. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden.

Im gesamt-bairischen Mundartgebiet haben umgangssprachliche Tendenzen vor allem ihren Ausgang von zwei Städten genommen. Für Österreich wurde die Wiener Stadtmundart vorbildlich, für Bayern die Münchner. In Österreich machten sich daneben auch das Prager- und das Laibacherdeutsch in ihren dialektfernen Aussprachen als lautliches Ideal bemerkbar²⁸⁾. Die Modernisierungsgebiete liegen im Umkreis bedeutender Städte, sie ziehen sich an dicht besiedelten, leicht zugänglichen Verkehrsadern des Flachlandes entlang; Rückzugsgebiete mit älterem Sprachzustand sind die Hochalpentäler. Die stärksten Modernisierungswellen strahlen von der Isar-Donau-Straße aus²⁹⁾. In München

selbst wird jedoch keine reine Mundart mehr gesprochen, „sondern es besteht ein sprachlicher Zustand, den die Sprachwissenschaft *Diglossie* nennt“³⁰⁾. Im Gegensatz zur Zweisprachigkeit handelt es sich dabei um zwei Sprachvarianten, die je nach dem Sprachteilnehmer oder dem Thema wechselnd Verwendung finden, wobei eine ununterbrochene Durchdringung beider Varianten eintritt, so daß es nie zu rein mundartlichen aber auch nie rein hochsprachlichen Äußerungen kommt³¹⁾.

Durch eine Gegenüberstellung von Karten des deutschen Sprachatlas (Aufnahme um 1880) und neuerer Erhebungen hat *Debus* die Auswirkungen der Stadtsprachen von Köln, Mülheim, Düsseldorf, Solingen-Ohligs, Marburg und Kassel auf die umliegenden Mundartgebiete untersucht. Er faßt sein Ergebnis folgendermaßen zusammen: „Die Strahlungskraft der Stadtsprache äußert sich im näheren Wirkungsbereich der Stadt in der direkten Übernahme der stadtsprachlichen Form, im weiteren Bereich jedoch in einer indirekten Wirkungstendenz auf die Hochsprache hin“³²⁾.

Wie sieht es nun im Ostfränkischen aus? Es wurde schon darauf hingewiesen, daß sich die Mundartforschung zunächst vor allem bemühte, einen möglichst alten Zustand lautlicher Erscheinungen zu fixieren, bevor er mit dem Dahinsterben der Sprecher verschwindet. Das führte naturgemäß dazu, daß die Frage der Mundartgefährdung nicht in dem Maße in den Vordergrund rückte wie in anderen Landschaften. Immerhin hat aber schon *Gebhardt* zu Beginn unseres Jahrhunderts darauf hingewiesen, daß in älteren Zeiten innerhalb Nürnbergs noch Mundartgrenzen bestanden hatten, die aber mit großer Wahrscheinlichkeit am Ende des 17. Jahrhunderts verschwunden waren³³⁾. Er stellt auch fest, daß der prozentuale Anteil der Mundartsprecher in den verschiedenen Stadtteilen Nürnbergs unterschiedlich ist. Es ist zwar kaum anzunehmen, daß sich dieser Zustand bei den modernen sozialstrukturellen Umwälzungen erhalten hat, wir sehen aber, wie nützlich es sein kann, bei der Erforschung sprachlicher Gestaltungsprozesse möglichst kleinräumig vorzugehen.

Die Stadtmundart von Ansbach wurde von *Kaufler* untersucht³⁴⁾. Ihr Einfluß auf die Sprache des umgebenden Landes ist gering. Trotz einiger Mängel kommt die Untersuchung zu einer interessanten Feststellung: „Die (Ansbacher) Umgangssprache hat sich... des Lautmaterials der Ma. bedient, dieses jedoch unter dem Einfluß der Hochsprache vereinfacht und neu verteilt“³⁵⁾. Als „ordinär“ wird die Monophthongierung von *ei* und *ou* zu *aa* empfunden. Man spricht daher beispielsweise nicht mehr [saafm] für *Seife* sondern sagt [saifm]. Über den Diphthong *ai* verfügte die Mundart aber schon in Wörtern wie *Eis*, *ma* (*ais*). Man gruppierte also lediglich entsprechend der Hochsprache einen

Laut um. Es wird eine Frage der Zeit sein, bis ursprüngliches langes a nicht mehr zu oo gehoben wird, sondern die frei gewordene Stelle das aa (in Wörtern wie [saafm]) einnimmt, was einer weiteren Annäherung an die hochsprachliche Lautung gleich käme, aber auch wieder nur eine Umgruppierung im System ist.

Die Ergebnisse einer Schulkinderbefragung aus dem Jahre 1954 in den Kreisen Bamberg-Stadt und Bamberg-Land wurden 1957 vorgelegt. Es zeigte sich, daß sich in und um Bamberg die bodenständige Mundart im Vordergrund behauptet hat und auch bei den Kindern der Neubürger weitgehend Verwendung findet³⁶⁾. In der Altersklasse der 6-10jährigen ergab sich, daß die Hochsprache mehr von Mädchen, die Mundart mehr von Buben gesprochen wurde³⁷⁾. Fragwürdig an der Erfassungsmethode scheint jedoch zu sein, daß die Beantwortung der Fragebogen den Lehrkräften überlassen wurde, deren sprachliche Maßstäbe natürlich auch vorgeprägt sind und mit in das Bild hinein geraten können. Immerhin bestätigte sich die auch anderswo³⁸⁾ getroffene Feststellung, daß die Flüchtlingsmundarten keine Gefahr für die einheimischen Mundarten sind, da sie von den Flüchtlingskindern in der Regel aufgegeben werden.

Die Untersuchung der Mundarten des Frankenwaldes von Otmar Werner – sie basiert auf Befragungen von Jungen und Mädchen der oberen Volksschulklassen und der Berufsschule³⁹⁾ – hat ergeben, daß vor allem einige Orte an der Selbitz (Lichtenberg, Hölle, Marxgrün, Naila) eine umgangssprachliche Tendenz zeigen. „Besonders Marxgrün, ein Sommerfrischenort, ist dafür bekannt, daß man in ihm fast nur noch Umgangssprache spricht“⁴⁰⁾. Als Gründe für diese Erscheinung wird ins Feld geführt, daß einerseits der Sommerfrischler- und Kurbetrieb, andererseits aber auch das Zusammenliegen einiger größerer Orte das sprachliche Selbstbewußtsein der dort wohnenden Leute gehoben hat, was sich z. B. dadurch bemerkbar macht, „daß der kleine Sommerfrischenort Hölle das westliche Hochland als ... 'Hinterland' bezeichnet“⁴¹⁾.

Den Versuch, die soziale Struktur eines Mundartgebietes mit dem Erscheinungsbild seiner Lautgrenzen zu konfrontieren, hat der Verfasser in seiner Erlanger Dissertation unternommen. Bevölkerungs- und Verkehrsdichte, Verkehrsverhältnisse und Landschaftsbild wurden zur Interpretation sprachlicher Neuerungserscheinungen herangezogen. Der südliche Bayreuther Raum, ein Gebiet, das etwa durch die Linien Warmensteinach – Bayreuth – Truppach – Pegnitz – Kirchenlaibach – Warmensteinach umgrenzt ist, zeigt in seinem Inneren eine starke Tendenz zur Angleichung an die Bayreuther Stadtmundart, zumindest, was die Lautgebung anbelangt. Man hat sich das Vordringen stadtmundartlicher Eigenheiten jedoch nicht im Sinne von strahlenförmigen Bewegungen um das städtische Zentrum herum vorzustellen. Kleinzentren niederer Ordnung spielen eine Art Vermittlerrolle. Unter ihnen muß

man Creußen und Weidenberg besonders hervorheben. Ersteres steht mit Bayreuth in gegenseitigem Arbeiteraustausch „und ist nicht ganz einseitig auf Bayreuth angewiesen. Aber gerade diese Wechselbeziehung ist es, welche für den Austausch sprachlicher Leitbilder so bedeutungsvoll ist“⁴²⁾. Ein Vergleich etwa mit dem benachbarten Hummelgau zeigt, daß diese verhältnismäßig konservative Mundartlandschaft bei einer durchschnittlich etwas höheren Bevölkerungsdichte verkehrsmäßig weniger gut erschlossen ist als etwa das Creußen-Weidenberger Gebiet. Vor allem fehlt hier auch die Vermittlung eines industriellen Klein-zentrums, die Bevölkerung ist überwiegend bäuerlich.

Interessant ist auch die Rolle der Stadtmundart von Pegnitz am südlichen Rand des Bayreuther Raumes. Der Ort stand und steht in gegenseitigem Arbeiteraustausch mit Bayreuth, hat eine lose Bindung zu Nürnberg und ist neben Bayreuth das zweite bedeutendere Verkehrszentrum im südostoberfränkischen Bereich. Von hier aus erstreckt sich auch ein relativ gut ausgebautes Omnibusnetz in die benachbarte Oberpfalz und in die Fränkische Schweiz. Pegnitz, seiner Mundart nach ursprünglich in den Nürnberger Raum gehörig, hat eine Reihe von Bayreuther Spracheigenschaften absorbiert, und man kann beobachten, wie diese nun auf die nähere Umgebung der Stadt abfärben. Dabei zeigen sich die Auswirkungen nach Osten hin, also in die Oberpfalz, den Raum um Eschenbach hinein, in einer mehr indirekten Annäherung an die Hochsprache, während die westliche Umgebung zur Übernahme des sprachlichen Vorbilds neigt.

Fragen wir nun, um welche sprachlichen Neuerungen es sich bei der Herausbildung solcher moderner Mundartlandschaften handelt, so müssen wir an die Feststellung *K a u ß l e r s* erinnern, der in der Ansbacher Stadtmundart lediglich eine Umgruppierung, jedoch keine Beseitigung mundartlicher Laute beobachtete. Im südlichen Bayreuther Raum werden in neuerer Zeit beispielsweise die Hebungen von mhd. *o* und *o* (lang) zu *uu* aufgegeben (Musterwort *Hof* zu ma. [hoof] anstelle von früherem [huuf])⁴³⁾. Das heißt aber nicht, daß es kein mundartliches langes *u* mehr gibt. Er rekrutiert sich eben jetzt nur noch aus Lauten, die auch im hochsprachlichen Gebrauch als *un* erscheinen. Ähnlich verhält es sich mit den mundartlichen *ii*, soweit sie durch Hebung aus langem *e* hervorgegangen sind (Schnee zu [schnii])⁴⁴⁾. Das Endprodukt solcher Umstellungen innerhalb des Systems, das aber ansonsten (noch) unangestastet bleibt, ist in den meisten Fällen eine klangliche Annäherung an die Hochsprache, die mit dem Vorzug des psychologischen Mehrwertes ausgestattet ist und daher schnell Verbreitung findet, wenn es die soziologischen Umstände erlauben.

Stellen wir jedoch Räume mit lautlichen Neuerungenstendenzen in den Zusammenhang wortgeographischer Bezüge, so zeigt sich häufig, daß

dort, wo sich lautlich Neues ausgebreitet hat, in der Synonymik durch-
aus alte Zustände und Formen bewahrt wurden. Die Erklärung hierfür
wird darin zu suchen sein, daß hinter den Wörtern Sachen stehen, die
meist nicht in den Lebensbereich des Städters gehören und daher kei-
ner Umbildung ausgesetzt sind. Interessant ist, daß sich auch bei räum-
licher Verteilung der Synonyme für relativ junge Sachen „Grenzen aus-
gebildet haben, die uns aus anderen Sprachkarten wohlbekannt sind
und die wir sonst mit historischen Gegebenheiten in Zusammenhang
bringen, die von der germanischen Landnahmezeit über die Einbeziehung
ins Frankenreich, den hochmittelalterlichen Landesausbau, die spätmittel-
alterlichen Territorialstaaten bis zu den neuzeitlichen Konfessions-
grenzen und Verkehrslandschaften reichen“⁴⁵).

Der Wortbestand der Mundart ist nur in geringem Umfang durch das
Vorbild städtisch geprägter Leitbilder gefährdet; die Ursachen für den
Aushöhlungsprozeß des sprachlichen Bestandes hinsichtlich der Wörter
liegen auf einer ganz anderen Ebene. Der tiefgreifende Strukturwandel
des bäuerlichen Betriebes – auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit
führen – hat eine weitgehende Ablösung der zu benennenden Sachen
durch neuere hervorgerufen. Mit den Sachen verschwinden die Aus-
drücke, die für sie in Gebrauch waren. Denken wir nur an den Ersatz
der früheren, einfacheren landwirtschaftlichen Geräte durch moderne
Maschinen! Der Bauer muß, wenn er mit ihnen umgehen will, die aus
der Bedienungsanleitung zu entnehmenden Fachausdrücke für die Ein-
zelteile einer Maschine lernen. Im selben Maße stößt er, wenn auch um
eine oder zwei Generationen zeitlich verschoben, die Ausdrücke für
die älteren, außer Gebrauch kommenden Gegenstände und ihre Einzel-
teile aus seinem Gedächtnis ab. Solche Wandlungsprozesse lassen sich
in fast allen Bereichen des ländlichen Lebens feststellen. Die Folge ist
eine weitreichende Erneuerung des mundartlichen Wortbestandes, und
es bleibt uns überlassen, sie als Mundartverfall oder -umstrukturierung
zu werten.

Wir haben versucht, eine möglichst wirklichkeitsnahe sprachsoziolo-
gische Schichtung der deutschen Gesamtsprache zu geben und sind dann
der Frage nach der Situation der Mundart heute anhand einer Reihe von
Forschungsergebnissen nachgegangen. Dabei stellte sich heraus, daß es
regionale Unterschiede im Konflikt zwischen Mundart und Umgang-
sprache gibt. Die Sprache der Städte, so konnten wir feststellen, wirkt
sich in verschiedener Hinsicht auf die des umgebenden Landes aus. Bei
Annäherung der Mundart an die Hochsprache wird nicht unbedingt
und bevorzugt Neues eingeführt, sondern das vorhandene sprachliche
Material zunächst in eine neue Ordnung gebracht, deren Gesamtbild
so der Hochsprache ähnlicher wird. Der Wortbestand der Mundart ist
jedoch durch eine Umwandlung des gesamten dörflichen Lebens, vor
allem durch ein Absterben der älteren landwirtschaftlichen Bewirt-

schaftungsform, stärker gefährdet. Geringer zu veranschlagen ist m. E. die Gefahr, die der Mundart von der Schule mit ihren gewiß sehr notwendigen Bemühungen um die deutsche Hochsprache und von den modernen Massenmedien (Rundfunk, Fernsehen, Film usw.) droht. Der Deutschunterricht in der Schule stellt dem mundartsprechenden Kind lediglich eine zweite, allgemeinverbindliche und auch schriftlich zu verwendende Kommunikationsform zur Verfügung, und wenn der Lehrer geschickt genug ist, kann er seinen Schülern durchaus die Hochsprache beibringen, ohne die Mundart zu verteufeln. Dazu gehören freilich viel guter Wille und Verständnis für die Vielgestaltigkeit des sprachlichen Lebens. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein vorwiegend Mundart oder Umgangssprache sprechender Mensch ein sprachliches Leitbild im Deutsch von Rundfunk und Fernsehen sieht, ist sicher sehr gering. Bei aller Suggestivkraft, die von diesen Massenmedien ausgeht, muß doch darauf hingewiesen werden, daß ihre Kommunikationsform der eines zweiseitigen Gespräches unterlegen ist. Ein Sender, der seine Hörer mit bestimmten Informationen versorgt, kann im günstigsten Falle eine einseitige Verbindung mit diesen herstellen. Es entwickelt sich kein kooperatives Verhalten, kein Zusammenspiel, keine Wechselwirkung wie beim Gespräch⁴⁶⁾.

Die Antwort auf die Frage nach der Situation der Mundart heute hängt sehr davon ab, was wir unter Mundart zu verstehen gedenken. Das möge noch einmal deutlich gesagt werden. Ein kräftiger Umwandlungsprozeß ist nicht wegzuleugnen. Die Sprache der älteren Generation wird schneller verschwinden als das früher der Fall gewesen sein mag. Es sollte sich aber jeder, der den Umwälzungen unserer Zeit fassungslos gegenübersteht und im Auflösen der alten Ordnungen nur einen Vorgang blinder Zerstörung zu sehen in der Lage ist, die Frage stellen, ob er nicht Maßstäbe anlegt, die zu eng und unbrauchbar geworden sind. Die Situation der Mundart und der Sprache überhaupt ist heute nicht anders als eh und je: Sie korrespondiert in erregender Weise mit den Erscheinungen der Zeit. Daher ist uns allen, die wir diese Zeit leben, mitgestalten und begreifen müssen, die Aufgabe gestellt, mit forschendem und nicht mit voreingenommen-kritischem Blick auch die Sprache dieser Zeit in ihren verschiedenen Ausprägungen zu betrachten und zu verstehen.

Anmerkungen

- 1) Kluge-Mitzka, S. 493
2) Lexer, S. 122
3) Siebs, S. 16
4) Siebs, S. 17
5) Siebs, S. 3
6) Der große Brockhaus III, Wiesbaden 1953¹⁶ S. 378
7) Moser, S. 222
8) Henzen, S. 21
9) zit. Moser, S. 219
10) Brinkmann, S. 68
11) Schwarz, S. 17 f.
11a) Der Versuch, durch die Kombination des sprachlichen und des soziologischen Gesichtspunktes innerhalb eines Ortes zu einem sprachsoziologischen Ergebnis zu kommen, ist von E. Hofmann unternommen worden. Die dabei gewählte Arbeitsmethode mit Sprechergruppen (mundartsprechende Arbeiter aus Nauborn bei Wetzlar) berücksichtigt zwar auch nicht die „situationsgebundene Sprachstufung“ (zit. S. 275), differenziert aber gegenüber anderen Untersuchungen doch schärfer.
12) Moser, S. 220
13) Brinkmann, S. 68
14) Der Überblick wurde im wesentlichen aus der Grundkarte der Stegerschen Arbeit gewonnen und durch eigene Kenntnis des Verf. (nach Stegers Manuskript) ergänzt.
15) vgl. Kartenbeilagen zu Straßner I und II
16) Henzen, S. 92 – Die von Guchman herausgestellten sprachgeschichtlichen Entwicklungsabschnitte – ‘Stammessprache’ – ‘Sprache der Nationalität’ – ‘Nationalsprache’ (vgl. dazu auch Fleischer, S. 386 f.) können im Rahmen unseres Themas nicht kritisch gewürdigt werden. Vgl. hierzu auch Schirmunski, S. 1 f.
17) Bellmann II, S. 50 f.
18) zit. Bellmann II, S. 51
19) Bellmann I, S. 170
20) Glück, S. 7
21) Grosse I, S. 240
22) Grosse II, S. 30
23) ebda., S. 45 f.
24) ebda., S. 47
25) von Polenz, S. 104
26) Rosenkranz, S. 48
27) Engel, S. 130 und 134
28) Kranzmayer, S. 2
29) ebda., S. 5, 6
30) Kufner, S. 6
31) a. a. O.
32) zit. Debus, S. 13
33) Gebhardt, S. 2
34) Kaufler, S. 70
35) ebda., S. 64
36) Steiner, S. 149
37) ebda., S. 156
38) Wagner, S. XXI
39) Werner I, S. 7
40) zit. Werner I, S. 17 f.
41) ebda., S. 18
42) Wagner, S. 245 f.
43) ebda., S. 23 f. und S. 58 f.
44) ebda., S. 10 und S. 55 f.
45) Werner II, S. 449
46) Collin, S. 31

- Bach Adolf, Deutsche Mundartforschung, Heidelberg 1950²
- Bellmann Günter, Mundart - Schriftsprache - Umgangssprache, in: PBB (Ost) 79 (Sonderband), Halle 1957, S. 168-181 (zit. Bellmann I)
- ders., Mundart und Umgangssprache in der Oberlausitz (Deutsche Dialektgeographie Bd. 62), Marburg 1961 (zit. Bellmann II)
- Brikmann Hennig, Hochsprache und Mundart, in: Wirkendes Wort, 6 Jg. (1955/56), S. 65-76
- Cherry Colin, Kommunikationsforschung - eine neue Wissenschaft, dt. Ausgabe 1962 bei Fischer (Reihe „Welt im Werden“)
- Debus Friedhelm, Zwischen Mundart und Hochsprache, in: Zs. f. Ma. F. 29 (1962), S. 1-48
- Engel Ulrich, Die Auflösung der Mundart, in: Muttersprache 71 (1961), S. 129-135
- Gebhardt August, Grammatik der Nürnberger Mundart (Sammlg. kurzer Gr. dt. Mundarten Bd. VII), Leipzig 1907
- Glück Gerda, Stadtmundart im thüringisch-vogtländischen Grenzgebiet, in: Zs. f. Ma. F. 16 (1940), S. 4-11
- Grosse Rudolf, Mundart und Umgangssprache im Meißnischen, in: Zs. f. Ma. F. 21 (1953), S. 240-249 (zit. Grosse I)
- ders., Die meißnische Sprachlandschaft (Mitteldeutsche Studien 15), Halle 1955 (zit. Grosse II)
- Guchman Mirra, Von der Sprache der deutschen Nationalität zur deutschen Nationalsprache, Moskau 1955 und 1959 (russisch)
- Fleischer Wolfgang, Zur Entstehung der deutschen Nationalsprache, in PBB (Ost) 84 (1962), S. 385-405
- Henzen Walter, Schriftsprache und Mundarten, Bern 1954²
- Hofmann Else, Der Einfluß der Stadtsprache auf mundartsprechende Arbeiter, Diss. Marburg 1963/64
- Kaußler Hans, Die Mundart der Stadt Ansbach und ihrer näheren Umgebung (Lautlehre), Diss. München 1961
- Kluge Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 19. Auflage bearb. von W. Mitzka, Berlin 1963
- Kranzmayer Eberhard, Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes, Wien 1956
- Kufner Herbert L., München (Lautbibliothek der deutschen Mundarten 35), Göttingen 1964
- Lexner Matthias, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Stuttgart 1961³⁰
- Moser Hugo, 'Umgangssprache'. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen, in: Zs. f. Ma. F. 27 (1960), S. 215-232
- von Polenz Peter, Die altenburgische Sprachlandschaft (Mitteldeutsche Forschungen Bd. 1), Tübingen 1954
- Rosenkranz Heinz, Der Sprachwandel des Industrie-Zeitalters im Thüringer Sprachraum (Sitzungsberichte der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig Bd. 108, H. 3), Berlin 1963
- Schirmunski V. M., Deutsche Mundartkunde, Berlin 1962
- Schwarz Ernst, Die deutschen Mundarten, Göttingen 1950
- Siebs Eugen, Deutsche Hochsprache, Berlin 1957¹⁶
- Steger Hugo, Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken, demnächst Schriften des Instituts f. frk. L., Neustadt/Aisch
- Steiner Otto, Hochdeutsch und Mundart bei Einheimischen und Neubürgern der Kreise Bamberg und Northeim im Jahre 1954. Ergebnisse einer Schulkindererhebung, in: Phonetica 1 (1957), S. 146-156
- Straßner Erich, Beiträge zur ostfränkischen Wortgeographie, in: Zs. f. Ma. F. 30 (1963/64), S. 193-226 (zit. Straßner I)

- ders., Berchtengestalten in Ostfranken. Ein Beitrag zur ostfränkischen Volkskunde, in: JffL 24 (1964), S. 345-399 (zit. Straßner II)
- Wagner Eberhard, Mundartgeographie des südlichen Bayreuther Raumes und seiner Nebenlandschaften, Diss. Erlangen 1964
- Werner Otmar, Die Mundarten des Frankenwaldes (Schriften des Instituts f. frk. L. Bd. 10), Kallmünz 1961 (zit. Werner I)
- ders., „Wie heißen die kleinen Küchlein, die aus geriebenen, rohen Kartoffeln bereitet und in der Pfanne gebacken werden?“ Eine wortgeographische Studie aus der Arbeitsstelle des Ostfränkischen Wörterbuchs, in: JffL 24 (1964), S. 411-454 (zit. Werner II).

Zur Theorie und Praxis der fränkischen Mundartdichtung heute

Vortrag von Erich Straßner

In der Weite des fränkischen Raumes hat die Mundartdichtung zu keiner Zeit die Rolle eingenommen wie etwa im schwäbisch-alemannischen, im bairisch-österreichischen oder gar im nieder- bzw. plattdeutschen. Franken weist keine Mundartdichter auf, die etwa wie Johann Peter Hebel, Klaus Groth oder Fritz Reuter maßgebend und anregend wurden für eine Mundartdichtung größerer Reichweite und höheren künstlerischen Anspruchs über Jahrhunderte hinweg. Entsprechend gering war auch die kritische Einstellung; Leser und Hörer begnügten sich, aufgeheitert oder in ihrer sentimentalen Haltung bestärkt und ermuntert zu werden; Dichterkollegen und -nachfahren trieben eine gewisse Selbstbeweihräucherung, übernahmen unbesehen Formen und Motive; die Literarhistoriker schließlich zeigten kein Interesse oder begnügten sich mit oberflächlichen Urteilen über die etwas „abseitige Gattung“.

Dennoch zeigt ein Blick in das „Provisorische Verzeichnis der in den 3 bayer.-fränkischen Regierungsbezirken und im ostfränkischen Mundartgebiet festgestellten Personen, die in Mundart schreiben oder geschrieben haben“, das Direktor Dr. Karlheinz Goldmann für die Ausstellung 'Mundartforschung und Mundartdichtung in Franken' des Instituts für fränkische Literatur zusammenstellte¹⁾, daß in unserem Raum in den letzten 200 Jahren mehr als 550 Autoren die Mundart als Medium für ihre dichterische Aussage benutzten; daß sich also ein gewichtiger Bestand an fränkischer Mundartdichtung ansammelte, der auch heute noch lebhaft vermehrt wird.

Nach den Historikern der fränkischen Mundartdichtung, Josef Dünninger²⁾ und Bernhard Martin³⁾, beginnt diese mit dem Nürnberger Stadtflaschner Johann Konrad Gröbel, der in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Gedichten nach dem Vorbild von Hans Sachs, aber eben in Nürnberger Mundart, an die große reichsstädtische Überlieferung der Meistersingerzeit anknüpfte. Als einfacher aber literarisch gebildeter Handwerker bleibt er im *Themenkreis des städtischen Alltags- und Berufslebens*, sein Dichten ist anekdotisch, philisterhaft-beschaulich, aber auch satirisch-zeitkritisch. Er verwendet den Knittelvers sowie die achtzeilige Chevy-Chase-Strophe, die in ihrer Eingängigkeit sehr volkstümlich wirkt. Goethe rühmt seinen „Geradsinn, Menschenverstand Scharfblick“ und kennzeichnet seine Aussage als „klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser“⁴⁾. Das Fehlen von Reflexion, von Vertiefung und Verinnerlichung erschien seinen gebildeten Zeitgenossen als banal, sie

schätzten Hebel höher ein, dessen Dichtung kunstvolle Naivität ausstrahlte. Das Volk, die nicht bildungsverfälschte Schicht Nürnbergs, setzte jedoch auf Gröbel, und hier folgte ihr die gebildete Nachwelt, die bald in ihm den *Volksdichter par excellence* sah. Sein Werk erfährt durch Rezensenten, Herausgeber und nicht zuletzt durch seine Nachahmer eine Mythologisierung: „Gröbel wird aus seinem selbstverständlichen Wirkungsbereich herausgenommen und zum romantischen Bild des naiven dichtenden Volkssohnes erhoben“⁵⁾.

Der „naive dichtende Volkssohn“ als *Verkörperung des aus dem Volk herausgewachsenen Ursprünglichen* wäre demnach Ideal und Leitbild des Mundartdichters im 19. Jahrhundert. Nun setzt ja die Bezeichnung 'Mundartdichtung' eigentlich voraus, daß diese von den volksnahesten, wirklich Mundart sprechenden Vertretern unserer Gesellschaft, den einfachen Bauern, Arbeitern und Kleinbürgern gepflegt werde. Ein Blick in unser 'Provisorisches Verzeichnis' genügt aber, um festzustellen, daß von 557 bisher registrierten fränkischen Mundartautoren nur ca. 2 Prozent Landwirte, 1 Prozent Arbeiter und 17,6 Prozent Handwerker sind bzw. waren, daß dagegen die Gebildeten, die Lehrer aller Schulgattungen mit 15,9 Prozent, sonstige Akademiker mit 14 Prozent, selbständige Kaufleute und Angestellte mit 7,3 Prozent, Beamte und Angestellte des öffentlichen Dienstes mit 6,3 Prozent, Journalisten mit 3,6 Prozent und Geistliche mit 2,8 Prozent den Löwenanteil stellen⁶⁾. In anderen Mundartträumen liegen die Verhältnisse ähnlich. Weiter sind es die Städte, vor allem die Groß- und Kreisstädte, in denen sich die Mundartautoren konzentrieren: Nürnberg kann etwa 180 aufweisen, Bamberg 53, Schweinfurt 22, Erlangen 13, Coburg 12, Würzburg 11, Bayreuth 10, Aschaffenburg, Fürth, Hof und Rothenburg je 7, Crailsheim, Schwäbisch-Hall und Rehau 6, Gerolzhofen schließlich 5. Aus dieser bereits im letzten Jahrhundert sichtbar werdenden Tatsache konnte der schwäbische Mundartforscher und Kritiker der schwäbischen Mundartdichtung Hermann Fischer bereits 1891 das Fazit ziehen: „Der Ungebildete oder Halbgebildete spricht wohl Dialekt, aber er schreibt ihn nicht“, und der schwäbische Mundartdichter Sebastian Blau (hinter diesem Pseudonym verbirgt sich der Herausgeber der 'Stuttgarter Zeitung', Prof. Dr. Josef Eberle) meint 1936 noch lakonischer: „Wer Mundart spricht, der schreibt nicht“⁷⁾.

Wenn unsere *Mundartdichtung im wesentlichen also städtisch-bürgerlichen Ursprungs* ist, so kann die Volksnähe unserer Mundartdichter aus den höheren Bildungsschichten doch vor allem darin gesehen werden, daß sie zumeist aus ländlichen bzw. kleinbürgerlichen Familien stammen und sich sozial und gesellschaftlich emporgearbeitet haben, ohne ihre Herkunft zu vergessen; oder daß sie aus beruflichen und sonstigen Gründen, etwa als Lehrer oder Journalisten, engsten Kontakt zum Volke haben.

Wenn es das Ziel Grübels und seiner Nachahmer war, den Alltag ihrer Standes- und Zeitgenossen durch heitere Geschichten und Schwänke etwas aufzulockern, so müssen wir uns fragen, ob die Mundartautoren aus gehobenem Stande ähnliche Ergebnisse erreichen wollen⁸⁾.

Die Ausbreitung der hochdeutschen Schriftsprache erfolgte in den einzelnen deutschen Landschaften unterschiedlich schnell. Seit dem 18. Jahrhundert ist sie aber praktisch überall die Sprache der Predigt und der Schule; sie verbreitet sich mit zunehmender bürgerlicher Bildung in weitere Schichten, läßt aber zugleich in vielen Einzelmenschen das „verlorene Ursprüngliche“ der Mundart bewußt werden. Damit wächst zugleich das Gefühl, daß „Mundart etwas ist, das in ganz besonderer Weise die Heimat verkörpert, an der sie hängen“⁹⁾. Dem Gebildeten wird zudem deutlich, daß ihm mit der Mundart, wenn sie durch den sozialen Aufstieg zurückgedrängt wird, die Heimat zu entswinden droht. Dieses Bewußtwerden bedingt entweder die absolute Aufgabe oder aber den Versuch, das festzuhalten, was zuvor unbewußter Besitz war. Als eine Möglichkeit dieses Festhaltens bietet sich nun die *sprachliche Bewältigung des Heimatträchtigen* an, die Verdichtung dessen, was bleibender geistiger und seelischer Besitz sein soll. Hinzu tritt weiter der Drang, pflegerisch, ja seelsorgerisch zu wirken (siehe den großen Anteil von Lehrern, Pfarrern usw. unter den Mundartdichtern!); anderen mitzuteilen, daß die Mundart echter, lebendiger, natürlicher und konkreter als die Hochsprache das auszusagen imstande ist, was einem zum Herzensanliegen geworden ist. Mundart wird deshalb zum dichterischen Medium, weil sie „Zugang schafft zu einer von der hochdeutschen Dichtung nicht voll erfassbaren Wirklichkeit“, weil sie „Zwischentöne und das ‚Hinter dem Wort-Schreiben‘“ ermöglicht (Willy R. Reichert¹⁰⁾), weil sie „unverbraucher“ ist als die Hochsprache, weil sie keine „Mißverständnisse zuläßt“ (Franz Bauer), weil sie Kontakt ermöglicht zu den überwiegend Mundart sprechenden Mitmenschen (Martha Faber, Franz Böhner). Dichterische Aussage im mundartlichen Gewande soll es schließlich ermöglichen, daß der einzelne sich angesprochen fühlt; daß das „persönlich Anteilnehmende in ihm erweckt wird: das Heitere, Besinnliche und Ernste, nicht das Uniforme“ (Wilhelm Staudacher); daß ihm der „eigene Standort gezeigt wird, um ihn innerlich zur Bewältigung seiner Probleme freizumachen“ (Adam J. Metzner); daß ihm „die inneren Werte der Geborgenheit und Sicherheit, die auch heute, wo es unmodern ist, davon zu reden, in jedem lebendig sind, bestätigt werden“ (Engelbert Bach); daß letztlich, so möchte ich es ausdrücken, der ‚unbehauste Mensch‘ in ihr seine Heimat findet. Das muß keineswegs eine „Ablehnung des Zeitlaufs“¹¹⁾, eine Weltfremdheit, eine Flucht in die Idylle, ein Herbeisehnen des ‚einfachen Lebens‘ bedeuten: die retrospektive Ausgerichtetheit, die man der Mundartdichtung stark verallgemeinernd vorgeworfen hat, Mundartdichtung als „liebenswerte oder engstirnige poésie fugitive des kultivierten modernen Menschen“¹²⁾.

Natürlich gibt es auch diese Art der Mundartdichtung, und sie ist leider nur allzu verbreitet. Sie reicht von der romantischen Versponnenheit bis zur surrealen Spielerei, sie bietet über weite Strecken hinweg sentimentale Gefühle unter primitivem Verputz, arbeitet mit Klischeevorstellungen, ist 'Heimatkunst' im billigsten Sinne des Wortes, Serienproduktion. Aber vielleicht ist hier die Frage gestattet, ob es Ähnliches in der Weite der hochsprachlichen Dichtung nicht auch gibt? Natürlich flüchten sich schwache Begabungen, die in der Hochsprache scheitern, gerne in die Mundart. (Vielleicht erklärt sich daraus auch zum Teil die in der Mundartdichtung relativ häufige Pseudonymität!) Aber erst bei der größeren dichterischen Leistung, mag sie auf den poetischen Fähigkeiten eines Dichters beruhen oder auf bewußten Wettstreit mit schriftsprachlicher Dichtung hinzielen, beginnt das literarische Interesse, beginnt die literarische Wertung. „Schon für die Ästhetik der Sprache eines Raumes gibt es keinen objektiven Maßstab. Nicht von der 'Gestalt' der Sprache (mit Einschluß von Dynamik und Melodik) ist das Urteil abhängig, sondern von dem was in ihr an Inhalt und Gehalt bestimmend ist“, schreibt Kurt Wagner¹³⁾.

Die starken Begabungen unserer fränkischen Mundartdichtung sind in ihrem Schaffen sämtlich zweisprachig. In ihrem Werk ist ersichtlich, daß sie jeweils die möglichen, die dem Gegenstand adäquaten sprachlichen Mittel anwenden. Mehr als der Dichter in der Hochsprache ist der echte Mundartdichter „Artifex im Sinne eines 'Bildners von etwas ganz aus sich selbst Gültigem, an sich nicht Bedurftem', Dilettant im Sinne eines aus 'reiner Lust Schaffenden' und Poet im Sinne des 'handwerklichen Machers', weil er sich mit peinlicher Akribie einem Tun hingibt, das ob seiner Ausgefallenheit und Schwierigkeit normalerweise erst gar nicht angegangen, und wenn, dann doch nur selten zu einem befriedigendem Ende geführt wird“¹⁴⁾. Schlichter gesagt, das Medium Mundart erfordert, wenn wirklich Dichtung entstehen soll, in höherem Maße den Könner als die Hochsprache.

Dichterische Schöpfungen erwachen stets erst eigentlich zum Leben durch das Gesprochenwerden. Für Dichtung in der Mundart gilt das in ganz besonderem Maße; und im eigentlichen Sinne ist nur der richtig Aufnehmende, dessen Mundart sich mit der des Dichters weitgehend deckt¹⁵⁾. Anleitungen zu lautgerechtem Lesen, eine eigens für Mundartdichtung konzipierte vereinfachte phonetische Schrift und ähnliches sind nur unzureichende Hilfsmittel. An den Leser eines Mundartbuches werden deshalb außerordentliche Ansprüche gestellt, die vielleicht überbrückbar sind, wo es sich um Lyrik oder Kurzprosa handelt; umfangreichere Prosa zu lesen ist sehr anstrengend auch für den, der mit der Mundart vertraut ist, womit ein Grund gegeben sein dürfte, der den Mundartroman ausschließt. Jedenfalls wird ein Mundartautor allgemein mit einem relativ kleinen Leser- und Kennerkreis zu rechnen haben.

Befragen wir unsere Autoren, für wen sie nun ihre Werke gestalten, so erhalten wir die einhellige Antwort: für alle; für Leser und Hörer aller Kreise und Schichten. Es ist also nicht so, daß der Mundartdichter für sich im stillen Kämmerlein, ja für die Schublade tätig ist, daß er sich mit dem Echo aus kleinem, vertrauten Kreis begnügen möchte; der Wille, in die Breite zu wirken, ist durchaus gegeben. Der Hörerkreis für Mundartdichtung war wohl am größten um die Jahrhundertwende, als Vereinsmeierei, Vereinstheater und ähnliche Institutionen blühten. Ein wenig wett gemacht wird deren Rückgang durch die Aufnahme von Mundartdichtung in die lokalen Rundfunksendungen, während das Fernsehen offensichtlich noch keine Möglichkeiten des Einbaus (abgesehen hier vom mundartlich gefärbten Theater à la Komödienstadl, Ohnesorg-Theater usw.) gefunden hat. Vor allem das Studienprogramm gäbe im Rahmen der heimat- und kulturkundlichen Unterrichtung eine gute Plattform. Der sich anbietende Ausweg ist der über Schallplatte und Tonband¹⁶⁾. Diese Medien, die das hemmende, weithin unzulängliche Zwischenglied der Schrift wie die des Rezitators wegfallen ließen, sind aber heute noch weitgehend Privileg der bürgerlichen Schichten, wodurch die Dichtung hier ihr größtes Publikum finden dürfte. Obwohl leider keine statistischen Angaben vorliegen, würde das keine Verlagerung, kein Ansprechen neuer Kreise bedeuten; denn auch bisher dürften diese Schichten die eigentliche Lesergemeinschaft dargestellt haben. Durch direkten Kontakt, das Vorlesen und Vortragen, werden bäuerliche und kleinbürgerliche Menschen ansprechbar sein, wenn die behandelten Themen ihrem Lebensbereich entnommen sind. Erforderlich wäre vor allem, daß der Schulunterricht für alle echten mundartlichen Leistungen seine Tore weit öffnet. Mundartliches Erzähl- und Dichtungsgut sollte dort keinen Tag fehlen.

Wir haben schon festgestellt, daß die Mundartdichtung in Franken ihren Ausgangspunkt von der Stadt nimmt und weitgehend auch im Bereich der bürgerlichen Welt bleibt. Dies dokumentiert neuerdings auch das 'Manifest des Collegiums Nürnberger Mundartdichter', das am 22. Mai 1966 im Gelben Schloß zu Heroldsberg verkündet wurde. Es heißt dort: „Indem wir die Mundart, von den Vätern übernommen, nach den bleibenden Gesetzen der Sprachkunst weiterpflegen, verkörpern wir sinnbildlich das Volk dieser Stadt, ihr Bürgertum“. Und weiter: „Wir haben ein Leitbild: die beständige Stadt, in deren Bewußtsein Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unlösbar miteinander verbunden sind“¹⁷⁾.

Es ist zunächst einmal das einfache, konkrete Alltagsdasein und -geschehen des Handwerkers, das in Nürnberg vom Stadtflaschner Gröbel, den Schneidermeistern Weikert und Zuckermandel, dem Stecknadelmacher Wehefritz; in Schweinfurt von Konrad Rimrod, dem 'Schuster aus Franken' und vielen anderen im Land dargestellt

wird; selbstgefällig, oberflächlich-heiter, fast banal, anekdotenhaft, unterhaltsam, drastisch häufig und derb. Da ist auch das Besingen der kleinbürgerlich-städtischen Originale, des Hinterwäldlerischen, Absonderlichen, Kauzig-Schrulligen; das derbe und breite Auspielen des Komischen, Einfältigen, Schwankhaften, aber auch Grobschlächtigen und Zotenhaften. Und da ist weiter das sentimentale Heimatgefühl, der selbstgenügsame Stolz auf die schöne Stadt, auf die trauten Gäßchen, das Heimweh, die Klage um Verschwundenes, das vom Lauf der Zeit Übergangene. Das Frühere, Gewesene wird romantisch verklärt, wird elegisch betrauert. Das vermittelte Weltbild ist oft das des Auswanderers, der zeitlebens die Heimat als Fiktion, als unverändert seit seinem Abschied in seinem Gedächtnis behält und diese Fiktion in Heimatfesten, in Heimatblättern etc. feiert; nur geht es leider von den Daheimgebliebenen aus. „Landvolk erlebt die Stadt“, ist das Thema der mainfränkischen Mundartdichtung über lange Zeit¹⁸⁾, das Verwundern über die merkwürdigen, ungewohnten Dinge, die es dort gibt; denen aber meist die eigenen als besser entgegengestellt werden (ich erinnere an Joseph Kram und Hildegard Schmachtenberger). Es fehlt weitgehend das, was eigentlich von Dichtung in Mundart zu erwarten wäre und was in anderen Landschaften auch an deren Beginn steht, die *Schilderung der ländlichen Welt als der naiven und urwüchsigen*, des Geschehens in einem bestimmten Dorf, die Abfolge des bäuerlichen Jahres, des Lebens usw. Erst in unserer Zeit ist dieses Sujet von Engelbert Bach aufgegriffen worden¹⁹⁾. Gepflegt wurde und wird dagegen der Tanzvers, der einfache Vierzeiler, das volksliedhaft-schlichte Gedicht²⁰⁾.

Mit Nikolaus Fe y gelingt der Durchbruch zur reinen Naturlyrik, zur „Gestaltung des Grundgefühls menschlichen Erlebens“²¹⁾. An ihn anknüpfend versucht Hans Rupp (Kitzingen) die Stimmungen der Natur in den verschiedenen Jahreszeiten einzufangen; er übernimmt Themen aus dem bäuerlichen Leben, besonders dem Winzerstand, schildert die Jahresfeste und tritt beschaulich-belehrend der Hast der Gegenwart entgegen. In Nürnberg wandelt Franz Bauer thematisch noch in traditionellen Geleisen; er verwendet Themen des Alltags, des Familienlebens, stellt Naturbetrachtungen an, ist aber vor allem der Historie seiner Vaterstadt verpflichtet. Die Verbindung von Natur und Mensch sucht schließlich Gottlob Haag (Bad Mergentheim) herzustellen, dessen Entwicklung aber über die Mundartdichtung hinausführte zur hochsprachlichen Lyrik, mit der er überregionale Anerkennung findet.

War man in anderen Landschaften schon im letzten Jahrhundert ernsthaft bemüht, über das volkstümlich Zotenhafte und rein Komische hinauszukommen, so wird in Franken diese Bestrebung erst in neuerer Zeit, wenn auch leider noch nicht überall, sichtbar. Auch der bäuerliche und kleinbürgerliche Lebensraum ist als stoffliche Welt, da bis zum Überdruß abgeleiert, für den ernsthaft bemühten Dichter unbrauchbar ge-

worden. Technisierung und Rationalisierung haben die bisherige Lebenswelt verändert, haben sie 'unpoetisch' gemacht (ich erinnere an den Ausspruch Engelbert Bachs beim 'Tag der fränkischen Mundart' in Kitzingen im März 1965: Eine Produktionsstätte mit 3000 Legehennen ist nicht poetisch; für ein Gedicht brauche ich einen Bauernhof mit Misthaufen, einen Gockel und 5 Hennen). Der in Franken nun in den letzten Jahren sichtbar werdende Neuanfang *rückt den Menschen in den Mittelpunkt*, aber nicht den beschaulich-stillen, den bürgerlich-selbstgefälligen, den in der Heimat, der Stadt, den im Beruf geborgenen, sondern den *Menschen in der Fragwürdigkeit* seiner Existenz; den Menschen in einer sich ändernden, ihm ständig aggressiv entgegentretenden Umwelt; den bedrohten Menschen, der „sich in einer zunehmenden inneren Not befindet, da die natürlichen Beziehungen zur Umwelt verloren gehen“ (Willy R. Reichert); den 'unbehausten Menschen' also, der sich abkapselfeln möchte, es aber nicht darf, „sondern die Welt aufnehmen muß“ (Wilhelm Staudacher). Die neue Richtung, die repräsentiert wird im wesentlichen durch Engelbert Bach (Kitzingen), Adam Josef Metzner (Bamberg), Willy R. Reichert (Würzburg), Willi Schmitzer (Nürnberg), Wilhelm Staudacher (Rothenburg) und Georg Trost (Wechterswinkel/Rhön), ist zeit- und gesellschaftskritisch, aber sozial eingestellt; sie arbeitet mit Ironie und Satire; vor allem ist ihre Thematik transparent: „sie läßt hinter scheinbar heilem Gefüge die Hintergründigkeit des menschlichen Lebens wie der Geschehnisse sichtbar werden“. (Willy R. Reichert). Hauptanliegen ist es für diese Dichter also, helfen zu können und zu dürfen, die Beziehungen zum Mitmenschen, zur Umwelt, zur Heimat wiederherzustellen, und hier wird wohl auch die gewandelte Umgebung, die Produktionsstätte, wieder Thema des Dichters, der sie ja nicht beschreiben, besingen, sondern beispielhaft das Neuverwurzeln des Menschen in ihr vorbereiten soll. Hat so das zeitweilige Stagnieren der Mundartdichtung in ihrer Thematik bis hin zum 2. Weltkrieg wie die Einengung des Lebensraumes der Mundart, ihre Zurückdrängung durch die Umgangssprache, die Befürchtung laut werden lassen, die Mundartdichtung befände sich im Rückgang, sie verschwinde ebenso wie Sitte und Brauch, Tracht und althergebrachter Hausrat, so dürfen wir dagegen feststellen, daß sie lebhafter denn je emporspricht; daß sie aber, was wichtiger ist, neue Wege gefunden hat, echte Anliegen, zu denen – das sei hier angemerkt – auch die Bewältigung unserer politischen Gegenwart und Zukunft gehören sollten: Stacheldrahtzaun und Todesstreifen, die sich mitten durch unsere fränkische Heimat ziehen. Ansätze, etwa bei Georg Trost, sind auch hier vorhanden²²). Insgesamt gesehen hat sich die Thematik, der Motivbereich unserer fränkischen Mundartdichtung in den letzten Jahren erfreulich erweitert. Der Gesichtskreis einer vorher bewußt eingeschränkten kleinbürgerlich-bäuerlichen Welt, von der man meinte, das Gewand der Mundart vertrage sich nur mit ihr, ist aufgestoßen worden.

Während in den letzten 2 Jahrhunderten sich in der hochsprachlichen Literatur zahlreiche Stilrichtungen ausbildeten und wieder ablösten, lebte die fränkische Mundartdichtung, wie die anderer Räume, ihr eigenes, abgeschlossenes Dasein. Man blieb traditionell und übernahm nur, was dem bereits charakterisierten Stoff adäquat erschien. „Überhöhung, Verkünstelung, Verfremdung, Abstrahierung, kurz alles, was vom Natürlichen, Üblichen, im Rahmen Bleibenden abweicht, schied von vornherein für sie aus“²³⁾. So war die vorherrschende Stilrichtung die realistische, die bis zur naturalistischen gehen kann, und der die meisten auch heute noch anhängen. Für die Lyrik eignet sich vorzüglich die impressionistische, in neuerer Zeit auch die expressionistische, „da hier Bilder übernommen werden können, die in der Mundart als übertragene Form schon immer üblich waren“. (Willy R. Reichert). Grundsätzlich gilt den Neuerern jedes Stilmittel als angemessen, soweit es vom Thema her erforderlich ist. Sogar das Surreale, mit dem etwa der Wiener H. C. Artmann²⁴⁾ Furore machte, ist zumindest versuchsweise von Engelbert Bach angegangen worden²⁵⁾.

Die vorherrschende Dichtungsgattung ist überall dort, wo wir Dichtung in der Mundart registrieren können, die Lyrik, die aber, als „aus der Sprechsituation am weitesten entfernte Äußerung eines einzelnen für die aus der gesprochenen Sprache schöpfenden Mundartdichtung die problematischste Gattung sein muß“²⁶⁾, die „Achillesferse der Dialektdichtung“, wie sie Hermann Fischer in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts nannte. In der erzählenden und dramatischen Schilderung dient die Mundart zur Charakterisierung fremder Personen, sie ist weitgehend unpersönlich; in der Lyrik ist es jedoch der Verfasser selbst, der redet. Da unsere Autoren, wie aufgezeigt, weitgehend der Intellektuellenschicht angehören, meist, wie noch zu belegen ist, echter Mundart entwachsen sind, ist „die Gefahr des Verfalls in eine mundartfremde Sprachschicht besonders groß“²⁷⁾, und es bedarf strengster Selbstprüfung, hier Gültiges schaffen zu können. Die Forderung, im lyrischen Gebilde „ganz aus der Mundart heraus zu empfinden und ihre Ausdruckskraft, klar begrenzt und voll ausgesprochen zugleich, sicher einzusetzen“²⁸⁾, finden wir wohl erstmals bei Nikolaus Fey erfüllt, neuerdings bei Engelbert Bach, etwa in den Gedichten 'Trost', 'In Herbst nee' und 'Manchesmol nachts'²⁹⁾.

Die von Gröbel inspirierten Knittelvers-Reimereien in der Chevy-Chase-Strophe oder als einfache Vierzeiler sind auch heute noch weiterhin üblich. In gängiger Vergestalt, -gruppierung und -ausschmückung und ebensolcher Rhythmik und Metrik versucht eine mittelbare Lyrik, mit und ohne Reflexion, eine breitere Wirkung zu erzielen. In der Hochsprache anerkannte Formen wie Ballade, Elegie, Ode und Sonett werden im allgemeinen als Spielerei abgelehnt oder dienen als ironisch-satirisches Gewand; sie erscheinen als zu „starrer Panzer für die Sprachme-

lodie der Mundart" (Adam J. Metzner). Häufig sind Sprüche, die Moritat, das anspruchslose Stimmungsbild; dominierend ist jedoch das Lied, das in vielen Spielarten geboten wird, meist jedoch als Tanz- oder Liebeslied, das dann häufig zur Vertonung anregt. Während etwa Franz Bauer für das Gedicht die gereimte Fassung noch fordert³⁰⁾, versuchen sich die Autoren um Wilhelm Staudacher davon zu lösen. Sie wollen nur noch auf die jeder Landschaft eigene Sprachmelodie hören und achten" ³¹⁾. Die reimlose Form hat ganz offensichtlich zuerst Widerstand beim Publikum gefunden, sie war zu ungewohnt, aber durch die hohe Qualität der neuen Poeme wurde dieser überwunden. Für Engelbert Bach etwa ist die Form nebensächlich geworden, wichtig für ihn und für viele andere, die Aussage bzw. die Sprache, die seit Fey wesentlicher Bestandteil der Dichtung wird, und nicht nur Träger der Handlung bleibt. Aktuell ist weiter die Tendenzlyrik, die zeit- und gesellschaftskritisch, aber auch satirisch, echte humanitäre Interessen vertritt ³²⁾.

Traditionell sind Versidylle und Verslegende, vor allem aber die Versanekdote, die Wiedergabe einer wahren oder erfundenen Begebenheit mit meist heiterer Schlußpointe. In der Prosaepik suchen wir, wie schon festgestellt wurde, aus naheliegenden Gründen vergeblich nach dem Roman. Auch die kürzere Erzählung ist spärlich vertreten, als Ausnahme sei das Werk von Wilhelm Schrader, dem Begründer der hohenlohischen Mundartdichtung genannt. Wo vorhanden, stehen Prosaanekdote, Schnurre, Schwank, Glosse und Witz im Vordergrund. In neuerer Zeit regen sich die Bestrebungen, der kurzen Prosa den ihr gebührenden Raum zu geben ³⁴⁾, wobei die prägnante, gezielt charakterisierende Kurzgeschichte anzustreben ist, neben Essays und Feuilleton; obwohl hier Anliegen und Aussagetechnik in erster Linie den Gebildeten ansprechen werden.

Der vielversprechende Ansatz, den in Nürnberg in der Frühzeit der Mundartdichtung Johann Wolfgang Weikert, Karl Meck und Johann Gottlieb mit dramatischen Szenen, Lust- und Schauspielen zeigten, fand leider keine Fortsetzung, so daß die Mundartdramatik in Franken bis heute ein Stiefkind geblieben ist. Als einziger Nachfahre findet sich in Nürnberg Franz Bauer; Arno Schlothauer in Ruhl und Leonhard Frank in Heilsbronn, der unter dem Pseudonym Ambrosius Noopf schrieb ³⁵⁾, Otto Schemm in Arzberg und Andreas Bauer in Kronach fanden mit Mundartstücken Beifall. Der Grund für diese Enthaltsamkeit, wo im angrenzenden bairischen und schwäbischen Sprachraum Mundartdramatik von Rang entstand, ist wohl in der geringen Breitenwirkung zu suchen, die im mundartlich kleinräumigen Franken zu erwarten war. Heute strebt Franz Döhner (Hansjörg Schollenhüser) in Tauberbischofsheim Bühnenstücke an, in denen Mundart mit Hochdeutsch vermischt ist. Er hat auch bereits Erfahrung mit dem

Hörbild³⁶⁾ einer Gattung, die zusammen mit dem Hörspiel³⁷⁾ wohl sehr zukunftsfruchtig ist.

Unser Überblick zeigt, daß die Klein- und Kleinstformen überwiegen, daß mundartliches Denken ursprünglich nur in ihnen heimisch war, daß die Mundart als Medium aber anpassungsfähig ist, daß es schließlich nur auf das Wollen und Können des Dichters ankommt, dieses Medium zu nutzen. Die „neuere, kompromißlose, allen literarischen und wissenschaftlichen Ansprüchen standhaltende“³⁸⁾ Mundartdichtung, die anderswo noch Liebhabertraum ist, scheint in Franken in einigen jungen Begabungen ihre Verwirklichung finden zu können.

Diese letzte persönliche Aussage, die also eine Wertung beinhaltet, bezieht sich zunächst auf die Neuansätze in Thematik und Form, orientiert sich natürlich auch am geistigen Gehalt, der jedoch schwierig zu beurteilen ist. Da der Mundartdichter nur ausdrücken kann, „was die benutzte Mundart in ihrem räumlichen und sozial-geistigen Geltungsbe- reich auszudrücken vermag, ist ein Urteil letzten Endes nur demjenigen möglich, der einen solchen geistig-seelischen 'Raum' durch Herkunft oder aus sicherer Erfahrung und Vertiefung kennt“. Nach dieser Fest- stellung Kurt W a g n e r s³⁹⁾, wird wohl der eine oder andere Heimat- liches, Provinzielles, Sentimentales höher bewerten, als diesem nach all- gemeinen literarischen Maßstäben zukäme. Dennoch lassen sich wohl einige allgemein-gültige Kriterien für 'echte' Mundartdichtung heraus- stellen: Echte Mundartdichtung wird sich von bloßer Mundarttreimerei wie von der hochsprachlichen Dichtung abzuheben haben durch den volksechten Gehalt wie durch das volkssprachliche Gewand; sie erfor- dert also Echtheit in Sprache und Form. Sie wird ihren Qualitätsmaß- stab keineswegs niedriger ansetzen als die hochsprachliche Dichtung, darf aber in der Wahl der Stilarten, der Form ihrer Darstellung dem Volkstümlichen, dem Schlichten, Einfachen entgegenkommen. Wo an- spruchsvolle Formen gewählt werden, ist erst eine Erziehungsaufgabe zu erfüllen. Mundartdichtung hat wie jede wirkliche Dichtung *transpa- rent* zu sein, nicht vordergründig; sie muß milieuecht wirken, zeitnah und unsentimental. Sie darf sich nicht mit der Rolle der Unterhaltung begnügen; denn sie vertritt nicht, wie lange geglaubt wurde, von vorn- herein mehr die heitere Seite des Daseins, so **wendig** wie sie sich natür- lich nur auf die ernste beschränkt. Damit ist alles abzulehnen, was for- mal unzulänglich ist, wo das „vermeintlich Ernste sich als langweilig ent- puppt, das Habhafte als geschwollen; wo das Eigengeprägte auf bloße Eigenbrötelei hinausläuft; wo das Schöne, Gefällige sich ins 'Nette', 'Herzige' verkehrt, das Ergreifende ins Süßlich-Kitschige, das Derbe ins Zotige; wo Gemütlichkeit mit plumper Vertraulichkeit verwechselt wird; wo das Begrenzte hinterwäldlerisch wirkt, das Einfältige simpel; wo der Scherz im Ulk stecken bleibt, der Humor in der Komik“⁴⁰⁾. Hier ist dann der Stümper am Werk, der Geschäftemacher. „Hier ent-

hüllen sich oft nichts weiter als Lokalpatriotismus, Gefühlsduselei, Spaß- und Stimmungsmache als Triebfedern zu einer Mundart 'produktion', die auf den Augenblicksbeifall der Anspruchs- und Kritiklosen zielt. Ihrer bemächtigt sich der Bierzelt- und Vereinsgaudist, der Anbieterer, der Heimattümler, der Stammesbarde. Der Mundartgebrauch in der Dichtung entspringt nicht dem Drang zur Bequemlichkeit, der Laune, dem Zufall, der billigen Berechnung⁴¹⁾. Der Reichtum an sprachlichen Wendungen, den die Mundart der Schriftsprache natürlicherweise dort voraus hat, wo sie das adäquate Milieu kennzeichnet, ermöglicht dem Dichter die wahrhaftere Gestaltung.

Wenden wir uns nun der Sprache zu, dem Ausdrucksmittel für die von uns analysierte Dichtung. Im Vorwort seiner 'Grammatik der Nürnberger Mundart' erwähnt Prof. August Gebhardt, die Gedichte Grübels und Weikerts enthielten im wesentlichen Dinge, die eigentlich der Mundart nicht angehören, sondern nur der Halbmundart⁴²⁾. Damit ist festgelegt, daß Grübel und seine Nachfolger für ihre Werke nicht eine Mundart im strengen Sinne einer wissenschaftlichen Definition benutzen, sondern die Alltagssprache der Nürnberger Handwerker und Bürgerschaft ihrer Zeit. Dieser, gegenüber der reinen Mundart, wie sie wohl in den Vororten und in den umliegenden Dörfern gesprochen wurde, 'gehobenen Sprache' verdankt Grübel vermutlich ebenso viel wie seinem volkstümlich-eingängigen Themenkreis: die Aufnahme durch ein festes Publikum innerhalb der Bürgerschaft der Stadt Nürnberg; die Ausbreitung über die Siedlungen um die Stadt, wo man diese angehobene Sprache leichter verstand als etwa den Dialekt eines weiter entfernten Dorfes, schließlich das Erobern der verwandten Mundart-räume in den heutigen Regierungsbezirken Mittel- und Oberfranken, sowie der nordbairischen Oberpfalz. Von dieser Tatsache profitierten auch seine Nachfolger. Diese *Halbmundart*, die uns zunächst also in Nürnberg, weiter aber fast auch überall dort begegnet, wo die Mundartdichter aus der bürgerlichen Welt bzw. aus der Stadt stammen – und das sind ja die allermeisten –, dürfen wir als legitim für den Mundartdichter anerkennen. Eigentlich würde ja die Bezeichnung Mundartdichtung als Dichtung in Mundart voraussetzen, daß wir es zuverlässig mit der etwa seit dem 12. Jahrhundert vorhandenen, wesentlich unveränderten Sprache eines Ortes bzw. einer genau abzusteckenden Landschaft zu tun haben. In der Stadt ist durch die schnell angestiegene Bevölkerung diese Voraussetzung nicht gegeben. Trotzdem können wir die dort gebrauchten Abschattierungen der Mundart wohl als 'gewachsen' bezeichnen: sie nehmen dort „völlig und in greifbarer Form die Stelle der (einst vorhanden gewesen) Vollmundart ein“⁴³⁾. In dieser *gewachsenen Halbmundart* bewegt sich also weitgehend die Mundartdichtung. Sobald nun ein Dichter aber in die Weite zu wirken versucht, wird er bald diese Halbmundart aufgeben, in Lautform, Wortwahl und Satzverbindung auf einen größeren Leserkreis Rücksicht nehmen und sich so

einer mehr der regionalen, mundartlich gefärbten Umgangssprache nähern. Es kann sich, bei durchschlagendem Erfolg eines einzelnen oder beim Zusammenwirken mehrerer in gleicher Weise operierender Autoren, eine gleichsam literarische Mundart herausbilden, die die Lautung und Erfahrungswelt des Raumes bewahrt, ohne die lautlichen und formalen Einzelheiten wissenschaftlich korrekt zu verwenden. Ein Überblick über die frühere und derzeitige fränkische Mundartdichtung ergibt, daß es zur Ausbildung einer solcherart *literarischen Mundart* noch nicht gekommen ist. Dagegen zeigt die Analyse einiger Mundartbücher von einstweilen vier Dichtern (Franz Bauer „Betthupferla“, „Die kla Schatulln“ – Adam Josef Metzner „Hoppsala, Kunnala“ – Ferdinand Röhrig „Coborger Schnok'n unn Hüpfemannla“ – Gustav Trockenbrodt „Ascheberger Sprüch“), die heuer von einem unserer Studenten durchgeführt wurde⁴⁴), einen bedeutenden Anteil an Wortgut der Umgangssprache, am stärksten bei Bauer und Röhrig, weniger bei Trockenbrodt und relativ gering, aber immer noch ansehnlich bei Metzner. Auch diese Untersuchung des Wortschatzes bestätigt den städtisch-bürgerlichen Charakter der Mundartdichtung.

Die Diskussion über die Schaffung einer hochfränkischen, also literarischen Mundart, wie sie in Kitzingen im letzten Jahr gefordert wurde, und wegen deren Nichtvorhandensein etwa Gottlob Haag zur Hochsprache überwechselte, ist wohl illusorisch, weil diese, wenn sie wirklich kreierte würde, etwas Künstliches darstellte und als echtes dichterisches Ausdrucksmittel nicht zu verwenden wäre. Nichts ist dagegen zu sagen gegen eine Anhebung der Ortsmundart, ihre Anreicherung mit dem Wortgut der Umgangssprache: die Mundart wird dort gegenwärtiger, moderner; sie ist sowieso im Zurückgehen gegenüber der Umgangssprache. Legitime Aufgabe des Dichters ist es zudem, die Sprache zu erneuern; weshalb sollte das für die Mundart nicht gelten. Sprachechtheit bedeutet die Anpassung an den Lebenskreis, die Lebenswirklichkeit; wo sich diese wandelt, wird auch die Sprache den Anschluß nicht verlieren dürfen. Real für unsere fränkischen Verhältnisse wird wohl eine Angleichung innerhalb des ober- wie des unterostfränkischen Sprachraumes möglich sein. Eine literarische Mundart wird jedoch die jahrhundertealten Sprachschranken, so vor allem die Steigerwaldlinie nicht überwinden können.

Ich habe zu Beginn meines Vortrages ausgeführt, daß Franken noch keinen Mundartdichter hervorbrachte, der überregionale Bedeutung erlangte. Möge der Neuanatz, der heute in der fränkischen Mundartdichtung verspürbar ist, wegbereitend für einen solchen sein.

Anmerkungen:

- 1) Mundartforschung und Mundartdichtung in Franken. Ausstellungskatalog der Stadtbibliothek Nürnberg 50, 1966, S. 21-46.
- 2) J. Dünninger, Ostfränkische Mundartdichtung. Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. Bd., Berlin 1965, S. 513-516.
- 3) B. Martin, Die hochdeutsche Mundartdichtung, Deutsche Philologie im Aufriß, 2. Bd., 1960, Sp. 2351-2404.
- 4) Sophien-Ausgabe I, 40, S. 308 f.
- 5) M. Jaeger, Theorien der Mundartdichtung. Studien zu Anspruch und Funktion. Volksleben 3. Bd., Tübingen 1964, S. 33.
- 6) Ausstellungskatalog (s. Anm. 1) S. 3-4.
- 7) F. E. Vogt, Fakta und Probleme der schwäbischen Mundartdichtung. Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, 1961-64, S. 205. – Den Ausführungen Vogts verdanke ich zahlreiche Anregungen für diesen Vortrag.
- 8) Da es außer den üblichen Einführungen in Gedichtbände usw. in Franken keine theoretischen Äußerungen zur Mundartdichtung gibt – merkwürdigerweise führt M. Jaeger in ihrem Buch Grübel unter den Theoretikern auf, obwohl sie selbst feststellt: „Eine Theorie gibt es bei Grübel nicht“ (S. 25) – wurde versucht, mit Hilfe eines Fragebogens theoretische Stellungnahmen zu einer Reihe von Fragen, vor allem solchen, die bei M. Jaeger und F. E. Vogt diskutiert werden, von Mundartdichtern zu erhalten. Der Bogen enthält folgende Fragen:
 - 1a) Haben Sie schon einmal Theorien, theoretische Überlegungen u. ä. zur Mundartdichtung veröffentlicht? (Bitte genaue Quellenangabe!)
 - b) Besitzen Sie bisher unveröffentlichte theoretische Überlegungen zur Mundartdichtung? Würden Sie diese kurzfristig zur Auswertung überlassen?
 - 2a) Haben Sie sich für Ihre Mundartdichtung ein Programm gestellt? Welches?
 - b) Wollen Sie dieses Programm alleine oder mit Gleichgesinnten durchführen?
 - c) Kennen Sie Theorien, theoretische Äußerungen u. ä. zur Mundartdichtung? (Bitte genaue Quellenangaben!)
 - 3) Verwenden Sie im Alltag, in Ihrem täglichen Umgang Ihre heimatliche Mundart, eine mundartlich gefärbte Umgangssprache oder die Hochsprache?
 - 4a) Weshalb verwenden Sie mundartliche Ausdrucksmittel für Ihre Dichtungen?
 - b) Haben Sie, bevor Sie zur Mundartdichtung gelangten, in der Hochsprache geschrieben? Weshalb änderten Sie dann Ihre Ausdrucksmittel?
 - 5a) Glauben Sie, daß Dichtung in der Mundart „echter“, „natürlicher“, „ursprünglicher“ ist bzw. sein kann, als die Dichtung in der Hochsprache?
 - b) Halten Sie Dichtung in der Hochsprache für etwas „Künstliches“ bzw. „Gekünsteltes“?
 - c) Glauben Sie, daß Mundartdichtung Ursprüngliches konservieren kann?
 - 6a) Kann man Ihrer Meinung nach Mundartdichtung mit dem Begriff „Volkspoesie“ gleichsetzen?
 - b) Wie würden Sie den Begriff „Volkspoesie“ definieren?
 - 7) Welche Regungen bzw. Kräfte im Menschen sollen Ihrer Meinung nach durch die Mundartdichtung angesprochen werden?
 - 8a) Wen bzw. welche Schichten des Volkes wollen Sie mit Ihrer Dichtung ansprechen? (Die bäuerliche Bevölkerung – das „Volk“ als die nicht bildungsverfälschte Schicht – die Gebildeten!)

- b) Ist Ihnen bekannt, welchen sozialen Schichten Ihre Leserschaft bzw. Hörschaft angehört?
- 9) Sind Sie der Meinung, daß Sie mit der von Ihnen verwendeten Mundart streng in Ihrem Mundarraum verbleiben sollen (Dialekt Ihres Geburts- bzw. Wohnorts!) oder befürworten Sie für die Dichtung eine gehobene, „überregionale“ Mundart?
- 10) Würden Sie es begrüßen, wenn für die fränkische Mundartdichtung eine einheitliche Lautschrift zur Verfügung stände?
- 11) Welche dichterische Gattung halten Sie am geeignetsten für die mundartlichen Ausdrucksmittel? Weshalb?
- 12) Sind Sie der Meinung, daß sich die Mundart hauptsächlich für das komische Genre eignet, daß sie hier am besten anspricht?
- 13) Weshalb gibt es nach Ihrer Meinung in Franken keine Schauspiele in der Mundart?
- 14) Sollen in der mundartlichen Lyrik die in der Hochsprachendichtung üblichen Formen wie Sonett, Kanzone usw. Verwendung finden?
- 15) Welche Stilrichtungen halten Sie für die Mundartdichtung am meisten angemessen? (realistische-naturalistische-impressionistische-expressionistische-surrealistische!)
- 16a) Welche Themen stehen im Mittelpunkt Ihrer Arbeit? Weshalb?
- b) Hat sich in der Themenwahl im Laufe Ihrer dichterischen Entwicklung etwas geändert? Wohin ging diese Entwicklung?
- 17) Welche Entwicklung hat Ihrer Meinung nach die fränkische Mundartdichtung in den letzten Jahrzehnten genommen?
- 18) Mit welchen Kriterien würden Sie „echte“ Mundartdichtung messen?
- 19) Können Sie einige Angaben machen über die Art Ihres Arbeitens? Über Ihre Konzeption, Ausarbeitung usw.?
- 20) Wie glauben Sie kann man die modernen Massenmedien Rundfunk und Fernsehen für die Mundartdichtung nutzbar machen?
- 21) Ist Ihrer Meinung nach Mundartdichtung besser angelegt zum Vorlesen oder Vortragen als zum eigenen Lesen?
- 22) Vor welchen Problemen steht Ihrer Meinung nach die heutige fränkische Mundartdichtung?

Für den Vortrag konnten die Antworten von 17 der angeschriebenen Mundartautoren herangezogen werden. Die Umfrageaktion läuft weiter; die Ergebnisse sollen später veröffentlicht werden.

- 9) F. E. Vogt (s. Anm. 7) S. 207.
- 10) Die Zitate mit in Klammern gesetzten Verfassernamen stammen aus dem unter Anmerkung 8) genannten Fragebogen.
- 11) M. Jaeger (s. Anm. 5) S. 80.
- 12) ebd. S. 80.
- 13) K. Wagner, Mundartdichtung, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. Bd., Berlin 1965, S. 446.
- 14) F. E. Vogt (s. Anm. 7) S. 208.
- 15) ebd. S. 209.
- 16) Der Verlag W. R. Reichert, Würzburg, beabsichtigt die Herausgabe von Tonbändern zunächst für Engelbert Bachs 'Fränkische Weihnacht', Würzburg 1963. W. Staudacher fügte seinem eben erschienenen Gedichtband 'Eckstaa und Pfennbutze' eine Schallplatte bei.
- 17) Erschienen im Glock und Lutz Verlag, Nürnberg.
- 18) J. Dünninger (s. Anm. 2) S. 515.
- 19) Plaudereien aus Franken. Kitzingen 1959.
- 20) Vgl. hierzu die Übersichten bei Dünninger und Martin.
- 21) J. Dünninger, Fränkische Mundartgedichte aus zwei Jahrhunderten, Würzburg 1957, S. 81.
- 22) Vgl. das Gedicht 'Die Grenz' auf S. 68
- 23) F. E. Vogt (s. Anm. 7) S. 213.
- 24) H. C. Artmann, med ana schwoazzn dintn, Salzburg 1958.
- 25) Es handelt sich um einen Prosaentwurf 'Herngshpinst im Harbst'.
- 26) M. Jaeger (s. Anm. 5) S. 2.
- 27) F. E. Vogt (s. Anm. 7) S. 214.
- 28) J. Dünninger (s. Anm. 21) S. 81.
- 29) Vgl. S. 5, 6
- 30) Er läßt sekundär auch die freie Strophe gelten.
- 31) So W. Staudacher in der Diskussion 1965 in Kitzingen.
- 32) Vgl. die Gedichte 'Weihnouchtn' v. W. Schmitzer und 's kou kaans nix drfür', 's reimt si nit viel' v. W. Staudacher.
- 33) Ausstellungskatalog (s. Anm. 1) S. 4.
- 34) Zu verweisen ist auf Engelbert Bach, Franz Bauer, Friedrich Einsiedel (Bayreuth), Hans Glenk (Melkendorf), Wilhelm Malter (Nürnberg), Willy Reichert, Otto Schemm (Arzberg), Willi Schmitzer und Wilhelm Widder (Hof).
- 35) Ausstellungskatalog (s. Anm. 1) S. 4.
- 36) Im Süddeutschen Rundfunk sind von ihm bisher 6 Hörbilder gesendet worden, die sich vor allem mit dem heimatlichen Brauchtum (Flachs-Darre, Spinnstube usw.) beschäftigen.
- 37) Nach Auskunft des Bayerischen Rundfunks wurde als fränkisches Mundarthörspiel bisher nur gesendet: Elisabeth Fürst, Nürnberger Weihnacht (Bärenreiter-Laienspiele 248).
- 38) F. E. Vogt (s. Anm. 7) S. 220.
- 39) K. Wagner (s. Anm. 13) S. 446.
- 40) F. E. Vogt (s. Anm. 7) S. 231 f.
- 41) ebd. S. 232.
- 42) A. Gebhardt, Grammatik der Nürnberger Mundart, Leipzig 1907, S. V-VI.
- 43) F. E. Vogt (s. Anm. 7) S. 200.
- 44) R. Hartmann, Mundartechtheit in den Dichtungen von Franz Bauer: „Bett-hupferla“, „Die kla Schatulln“ – Adam J. Metzner: „Hoppsala, Kunna-la“ – Ferdinand Röhrig: „Coburger Schnock'n unn Hüpfemannla“ – Gustav Trockenbrodt: „Ascheberger Spruch“, Zulassungsarbeit Erlangen 1966.

Die Sintflut fällt aus

Der Sandschöpfersch Jonas war schließli doch an olter Jungsell worn. Kaum mähr Flääsch auf dia Knochn, wie a Zaunkönich. Lang, wie a Bohnaschtanga und Aachn hat dar ghat, dia ham sou gschtchn, mer hätt a Loch mit nei dia Zeitung brönn könn. Derbei hat dar Räidn ghaltn, als hätt ar jung auf Advokat galarnt.

Dia Kiesbaggerei, bei dara ar beinah verzich Johr Dienst gamacht und bei jäidn Watter aufn Meegrund rümgakratzt hat, it mit na nemmer zuracht kumma. Ar hat dia Näß kaum nu vertrogn und it mit ara unaufhörli Rotznosn umernanner gschtanna. Und wenn mer sich dauernd schneuz mueß, hat mer kee Hend mähr för dia Arbet übri.

Sa ham na ober gakennt und gewißt, wie schnell dar eischnappt und daß mer bei jäidn Wörtla aufpaß mueß, damits ar niet nei dia falsch Gorchl kriecht. Drum ham sa na a kleena Abschiedsfeier im Kontor gemacht, ham na a Grawala voull Bocksbeutl an Arm ghengt und in dia Lohntuttu a poor Schein mähr nei und nachets dan Jonas der Langweil und der Invalitversicherung überlassn.

Ar war derhem in seinera Schtum rümghockt und war ümmer farti mit der Arbet. Denn soulang ar aufs Gschaft ganga war, it ja der Haushalt und dia klee Landwirtschaft aa da gawasn und ham versorgt sei wöll. Und hat mersch nachets amal in Griff, it mer genaau sou schnell im Ruheschtrand farti, als wenn mer nu wos annersch treibt.

Was hat ar eezet nu oufang söll?

Dia Zeitung umernannerblatter, in Fanster liech und aufs Gassla schpätz, odder im Haus rümtapp, als wär ar scho gschtorm und tät bereits geister.

Wenn ar ober amal dia Brilln ougazougn ghat hat, na hat ar sich nach der Zeitung um numähr ümgaguckt. In ollera Schränk kramt ar zamm, wos sich in dia John da drinna verschtecklt hat. Niet olla Gschichtn verschteht ar, ober ar prowierts scho in sein Koupf unterzubrenga. Bis ar nacherts Zeuch gläbt und sich Faxn eibild, dia wuas überhaupt niet gam hat.

Der Sunntog war ümmer nu am schnellstn rüm. Da it ar glei von der Kerch aus ins Wertshaus nei. Dort it ar auf een Schtuehl bis nei dia Nacht hock gabliem. Ar pflanzt sich an dia schmola Seitn vom Schaffkopftisch nou. Da schpekuliert ar zwüscher dia Bierglaser dorch, – odder a niet. Denn dia Karter markn als, daß der Jonas gorniet bei der Sach war.

Sa fahrn na mitn Ellabougn nei dia Rippn und sogn:

„Jonas, Du hast ja an Glootz! Wos schtierst den sou umernanner?“

Na schteht ar auf und säigt ganz namdraus:

„Ihr müßt mähr för Euer Säil tua! Schlachta Zeitn kumme!“

„Ja“, sogn sa. „Du kannst ja racht ho. Ham scho mähr schlachta Zeitn mitgamacht. Ober wos söll mer denn nu mach? Mer gehn nei unnera Kerch. Mer brenga keen um. Mer gehn niet namnaus. Hock Dich nou, Jonas und trink. Gits schlachta Zeitn, na werd aa der Moust gor!“

Und sa packn na bein Frack, zerrn na auf sein Schtuhel, mischn dia Kartn und schpieln weiter.

Wenns zu nachtläutn oufengt, geht der Jonas hemm. Ar sücht sich sein Huet raus und wia ar auf dia Tür zuamecht, säigt der Werts Gustl:

„Laß fei Dein Scherm niet schteh, as rachtet scho widder! It des a Säuererei heuer!“

Da schlupft der Jonas ganz nah zon Gustl hi und fischpert na neis Ohr: „Nachber, as geht bal los. Sall sen dia Zächm vom Himml!“

„Mach mer kee dumms Zeuch. Naßa John solln ja ümmer widder kumm. Des kann schnall annersch werd und soulang as Wasser niet oum bei dia Weifasser neiläfft, wöll mer nu as Maul halt.“

Und ar wünscht dan Jonas a gueta Nacht und denkt sich sein Tääl.

Im Oltwasser am Mee sen an Fischers Martin sei zwää Holzschelch holber voull galoffn. Sötta olta Kähn sen nemmer sou richti wasser-dicht. Ar hat sa blos nu saltu gfohrn, denn dia Fischerei it dia letzta Zeit arch zurückganga und bei dan ruhign Wasser geht sou nar mitn Außborder und nemmer mitn Fohrbaam. Ober der Martin fängt een schou nu an Fisch, wenn mer Gelüstn dernach hat. Blos lam tuet ar nemmer von dan Gschäft und geht halt aa nei dia Fabrik. Wenn ar von der Schicht derhem it und gassn hat, führt ar sei Hündla nunnern Mee und raacht a Pfeufn derbei. Da its na auffalln, daß der Sandschöpfers Jonas am Ranga hockt und scheinbar grodzua aufs Wasser glotzt. Dan läßt dia Brüha aa njet in Ruha. Wenn mer ewi nex annersch gawißt hat, als dia Sandgrüem. As Wasser läßt een nemmer los. Dan hättn sa nu ganz schö behalt könn. Da gits beschtimmt aa leichtera Arbet bei dara Ferma. Dar Mou ghört beschäftigt und niet eefach aufs Olntääl gschoum. Sou mechts dar beschtimmt nemmer lang, denkt sich der Martin.

Ar deichslt also ümmer mit seinm Hündla an Bougn um dan Jonas und hat sich mit seinera Vermutung zu zufriedn gam. Ober eemol hat der Martin des Prügala, des wua ar wayer dan Hund schmeißt und des der klee Gauzer ollamol fichelant hoult, aweng knapp zon Jonas nugschmissn. Mer hats niet sou ganaa im Griff. Und da passierts doch, daß des Hündla bei seinm Harrn schteh bleit und keen Zantimeter von dia Tatzn geht. Als hätt ar Angst, der Jonas tät na beiß.

Dia Viecher ham da ihr Gschpühr.

Und weils gor sou a gartlies Schtackala war, hoult der Martin selber und kummt derbei ganz nah hintern Jonas.

Dar dreht sein Koupf rüm, als hätt ar ghört, daß wer hinter na schteht. „Martin, Du kumst mer grad racht. Hock Dich har!“ und ar deut naber sich. Der Martin mechts. Ober sei Hündla it dort schteh gabliem. luurt und wäidlt und läßt sich niet harlöckl. Dia Viecher ham da ihr Gfühel.

Fängt der Jonas ou:

„An Deinera Schelch dörfst aa widder amal a bisla schaff. Dia wern bal oogsoffn sei“.

„Des it mer worscheit,“ säigt der Martin. „I hol mer kee naßa Bee mähr mit dia Fischerei!“

„Vielleicht schteicht Dir as Wasser nuamal bis zon Krogn!“ deklamiert der Jonas und guckt widder sou unterirdisch.

An Martin werds ganz schwummeri.

„Wia meenstn des?“ frögt ar.

Ober der Jonas git na gorkee Antwort. Arscht wia der Martin aufschteht und sich an Housaboudn wagziecht fängt ar ou: „Wennst dia Schelch nemmer brauchst, verkäff mer scha.

I gab der zwäähundert Mark derfür“.

„Wos willstn mit dena krumme Luder mach?“ möchet der Martin wiß. „Des geht Dich gornex ou. Des it mei Sach. Wos it, mach mer des Gschafft?“

„Wennst dia Schelch brauch kannst. In Gotts Noma. För des Gald kann mersch blos racht sei“.

Am annern Obed, wia der Martin von der Fabrik kummt und sein Briefkastn aufschließt, war a Tüttla drin mit vier Fuchzigmarkschein. Und wia ar nachn Assn sein Rundgang mecht, find ar dia Schelch scho koupfüwerschi hausn aufn Wosn liechn.

Scho in ollera Herrgottsfrüha war hetzet der Jonas über dara neua Arbet. Wia amal des Houolz von dia Schelch truckn war, hat ar olles ganaa untersücht hat Riemli ausgawachslt und repariert, hat ganoglt und gaboun und zon Schloß wacker mitn voulln Teerküwl hantiert.

Na war för des Jahr Ruhe und as Gros it an summerlang außn rüm gewachsn und an Summer über niet zammgatramplt worn.

„Gott schprach zon Noa: Namm von jäiderer Tiersortn a Päärla mit nei Deinera Archn. Nachets gehst salber mit der Verwandtschaft nei und i will dan Wasserhahna aufdreh.

Denn dia Sortn auf der Walt päßt mer scho lang nemmer. Blos Du!“ Sou babblt mit zuena Aachn der Jonas auf dia Nacht in seinm Bett und draußn pflöscherts scho verdächti, als wärsch bereits los ganga. Wenigstns dia Generalprob.

Hetzt it för na arschit as schwierigsta Gschafft kumma: dia Auswahl der Viecher. Ar siechts als dia günstigsta Galagnheit, in dia niet grad vollkommene göttlia Schöpfung a menschlia Ordnung neizubrenga.

Zuwos braucht mer denn, zon Beischpiel, Löwn, odder Schlanga, odder Schnackn. Der Jonas denkt gorniet drou, mit söttera Verrecker, bis as Wasser vorbei it, in der Archn auszuhalt. Rett na der Harrgott vorm Dersaufn, nachets frißt na amend der Löw, odder beißt na dia Schlanga, mindestens schticht na der Schnack und na müßt ar na sowieso totbatsch. Der Jonas will blos sötts Viechzeuch mitnahm, wua der Leut aa nützli it. Des sen Höhner und Antn, Gens und Schtallhosn, Hünd und Säuli. Vielleicht aa Katzn und Schwalm. Gäiger, Gäß und Küha wär aa nex zu sogn. Blos hats halt Schwierigkeitm wager der Größ. Drum verläßt sich der Jonas druff, daß na der Harrgott nu a extra Anweisung git, wia ar des am Bestn mach söll.

Verzwicket war aa dia richtia Entscheidung, wer von dia Verwandtschaft mit dörf. Auf keen Fall amal dia, wua hetzet scho för sein Tod und um sei Schparkassaböchl batn, odder dia, wua schnell auf der Gaß weiterrenna, wenn ar kummt, weil sa sich för na scheniern. Jäidnfalls war der Jonas entschlossen niet zu hudln und olles schö der Reih nach zu erledign und racht vorsichti aa, damit dia Nachberschaft sou weni als mögli markt.

Als arschta Arbet hat ar sich a Listn gamalt, wua ar dia Viecher nei notier will und aa dia Vöttern und Basn. Nachets hat ar för olla försch rachta Fotter zu sorgn und dann arschta, war der Bau der Archn an der Reih.

Glei wia ar as nächsta Mol dia Schtallhosn föttert, siecht ar dia Gsellchaft mit annera Aachn.

„Söll i dia Scheckn nahm, odder dia Angora, odder dia weißn Wiener?“ Dia Scheckli frassen een halt gor sou heeli aus der Hend. Von dia Angora hat ar a poor festa, winterlia Unterhousn geschtrickt kriecht, wua mer kee Kelt aufn Wasser dorchgshpürt hat. Und dia Wiener, wenn Junga kriechn, kaum amal unter zeha Schtück.

Da schreibt ar amal olla Drei in sei Listn und häibt sich dia letzt Entscheidung nu a bisla auf.

Mit dia Buttli warsch as gleicha Gfrett. Der Gockl bleit der Gockl. Ober bei dia Höhner mueß mer doch druff guck, ob sa racht fleißi Äär läign. Da hat ar bis hetzt niet dernach scharf sei müß. Denn des eena Gaggala, wua ar nach olter Gewohnheit ümmer roh in der arschtn Brotzeit rausg-suppt hat, des war beschtimmt da. Drum nimmt ar sich vor, amal olla Tog zu kontrolliern, wos sou jäids Luder in dara Beziehung leist. Da braucht ar aa nu Zeit derfür.

Schlimm warsch mit dia Hünd und Katzn. Dia sens ja niet gewöhnt, eemol zu heiern und a Lam lang dia Treu zu halt. Dia blein ja niet amal bei der Rass. Wia söll mer da ee Parla blos bis zur Abfahrt beinanner halt. Da warsch am Gscheidstn, sa vorläufi nu renn zu lassn und nachets mueß ar halt kurz vor der Abfahrt nu wacker hinter na har sei. Aa bei dia Gens war dia Sach niet eefach. Wennsta nu schnell welcha

vor Martini besörgst, werds halt am Bestn sei. Denn auf dia Weihnacht it nachets nexmähr da. Odder söllet ar lieber ganz frische im nächstn Johr nahm? Dia sen aa niet sou groß und batzet und mer braucht niet viel Platz in der Archn för scha.

Ähnli warsch mit dia Antn. Und bei dia Säuli mueß mer halt dan letztn Säulesmarkt vor dan Wolknbruch derwisch, damit mer aa da a jungs Paarla käfft und sa in der Archn verschtaut. Mit dia Schwalm werds ja ratsam sei, wenn mer scha glei fängt, damit sa een niet nu schnall dervoufliechn. Denn as kann ja mögli sei, daß dia Schlamassl sou zeiti im Frühjohr losgeht und dia sen von Afrika nu gorniet da.

Mittlerwäll warsch dan Jonas gedämmert, daß as aa nu Viecher git, die mer niet unbedingt blos malk, odder schlacht, odder ausnahm kann und mer braucht sa trotzdem um een rüm. Sa ghörn een zur Gawohnheit und von söttera läßt mer niet garn.

Muckn ghörn derzua, wua een as rachta Summergfühl machn, wenn sa dia Fansterscheum naufschnurn.

As ghörn dia Wengertsschneckn derzua, wenn sa hinterm Ragn harschleichn und dia Hörnli scharzn. Derzua ghört der Hanniswurm, dar wua mit seinera Latarn in der Nacht zwüschn dia Hollerschträucher zündlt. Der Laabfrosch im Glos, aufm Trappala hunt odder droum und der Kanari, wua zwüschn dia Gitterschtäbli dorch auf dia schofl Walt pfeift, dia dörftn doch aa niet unter geh. Dann an Jonas sei Meer-schweinla, wua na zu dia schlotteria Hömaarml neischlupft und mit dia schwarza Schteckernodlsköppli von Aachn sou frach oum zon Krogn widder rauskummt.

Ar hat sich nex vormach brauch: as Hüttla werd voull!

Da war ja aa nu dia Sach mit dia Küha ouschtanna. A Poor Kalbli hättn vielleicht neigepaßt. Odder söllet ar blos dia Kuhahäut mitnahm und der Harrgott laßet mit sich räid und sctopfet sa hinterhar widder voull Lam?

Mer hat doch aa nu a Plätzla gabräucht för des Viecherfotter und för an Schtücht Kraut. A Faßla Moust mueß sei Eckala ho und a Soock Mahl und Grumbern. Und as mueß nu a Schränkla nei för Büch-saworscht, för Eigamachts und Geräucherts. Denn dia Verwandtschaft werd ja aa leera Bäuch kriechn mit der Zeit. Bei dara Arbet it der Winter wia ee Wischerer rümgawasn. As hat viel Arbet an dara Listn gam. Dorchzuschtreichn und Drüwerzuschreim und Aufzutääl. As it scho a Kreuz, wenn mer gerecht sei will.

Dan Harrgott sei Erschaffung der Walt war a Fuchsdrack dergäiger. Viel schwerer its, as Wichtiesta, as Notwendiesta und as Schönsta raus-zusüchen und zu rettn. An Jonas hats ganz krummgadrückt und ar bat öft, Gott sei mer gnädi!

Schließli hat ar im Traam derfohrn, wenn as Wasser losgeh söll: an dia Siebnschläfer. Da kann sich der Harrgott an dia Baueraräigl halt:

ragets an Siebenschläfer, ragets siem Wuchn lang. Und da täts dia verkummena Menschheit arsch mark, wenn na as Wasser bis zon Maul schteht.

Glei im Neua Johr it der Jonas losgfohrn und hat sich bei der nächstn Schneidmühel a Holz gekäfft. Balkn und Bratter. Ar hat auf sei zwää Schelch arsch a kräfties Balknlager mach wöll. Da an doppltn Bratterboudn mit Nut und Fader druff, damit as Wasser niet sou kältert. Dann doppelta Wend mit Luft derzwischer und a schteils Dach, damit as Ragna guet ooläfft. Und oun mueß a nausschtellbarsch Dachfensterla nei. wua dia Taum nausfliech kann.

Harrschaft, a Taumpäarla därf ar aa niet vergaß.

Langsam it na sei Aufgab übern Koupf gewachsen. In seinera Säil ham sich nu mähr Viecher gamald, wua aa garett werd ham wöll. Und amend müsset ar doch aa Löwn und Schlanga und Schnackn in dia Listn aufnahm. As sen doch aa Viecher und niet för dia Katz auf der Walt. Ober ar hat sich doch racht gschträubt in Gadankn. Und as sölln ja mittlerwell auf der Ardn ollerhand Tiersortn ausgschorm sei. Ohna Sintflut zogar. Da werd ar sich scho leicht entschuldig könna.

Wia der Schnee verganga war und dia Lastauto leicht fahr ham könn, it as Holz oukumma. Der Jonas hat dia Schelch neis Wasser gschoum und sein Warkzeuchkastn beigeschläfft. Hetzet hats na vollnst derwischt, sogn sa im Dorf. Denn ar hat der neugierin Leut a tolla Antwort gam. Ar täts derhem nemmer aushalt. Aufn Mee fühlet ar sich sicherer.

Aufn Wasser, des wua jäider normale Mensch mit dan nötien Regart betracht und in des kees neifall will. Sötta Eifäll ham äim blos Schpineta, war dia Meenung.

Derbei warn na sei Nachbern zagor nu behilfli und ham niet mit ihm guetr Rat gschpart. Und der Zimmermou hat manchesmal nach Feierobed aus Gschpaß a bisla ghoulfn.

Was ihn jedoch niet vorm Dersaufn rett, denkt sich mitleidi der Jonas. Dia viela Kastli inna drin warn niet sou eefach zu verschtehn. Ober aus dan Jonas war niet viel rauszubrenga und da hat mer sich kee Gadankn drüber gamacht.

Eines Tags war also dia Hüttn farti. Ganaa sou wia ar sichs vürgschteilt und in der Bibl zammgsücht ghat hat. As war ziemli sicher aufn Wasser galagn und hat fast nex gawacklt, wenn a groß Schiff rachta Welln mecht. Als Houlz hat ar nu tüchti mit Karbolineum ougschtrichn und as hat bis neis Dorf gschtunkn. Na its arnst worn.

Ar hat dia Archn aus dan Wasserbau naus nein offena Fluß bugsiert und am Ufer festgapflockt.

Hetzet mueß ar sich um dia Viecher kümmer. Wenn der Jonas bei dara Aktion dorchs Dorf rennt und sei Mitbewohner schaffn siecht, ham na dia arma Sünder doch gereut, wenn sa nachets auf der Soß rümschwim-

ma, wie dia dersoffena Katzn. Denn as söll doch bis über dia höchstn Gipfl laff und da hilfts een nex, wenn mer bis oum nei dia Gupfn von dia Pappibaam krabblt.

Doch a Auserwählter dörf sich mit söttera Gadankn niet von seinm Auftrag abhalt laß. Ar hat blos dara übernatürlien Weisung zu folg'n.

Der Jonas war sou zeiti farti worn, daß hetzet kee zu groða Hetz gam hat. Ar hat ja dan Tog gewißt, wua dia Wolkn sackweis as Sintflutwasser ouschlefft bringa. Drum hat ar zwischnei amal Lust kriechn, dia Archn auszuprowiern und a Nacht da drinna zu schlaffn. Denn mer hat ja dermit rachn könn, daß mer doch a Wäll miternanner aushalt mueß. Der Siebnschläfer nach also siem Wuchn und nachets nu a ganza Wäll, bis sich des Unwatter ganz verzougn hat und niet nu überall dia Pfütschn rümschtehn. Da werd mer ja krumm und buckli, wenn mer niet richti hock und liech kann.

Ar it also nachn Nachtläutn nausn Mee gedabbt, krabblt in dia Archn nei, ruckt sich auf dan Schtrohsack zuracht und schläfft glei wie an Schtee.

Am annern Morgn war a neuer Tog. Dia Gamee war zeiti aus dia Fadern, denn wer hat in Summer niet ollerhand zu schaffn vor. Die arschtn Schlepper warn scho lang naus gföhrn und wie dia Nachhuet sich aufn Wag mecht und am Jonas seinera Burg vorbeikummt, schrein dia Viecher. Dar Jonas war doch sunst eener von dia Arschtn. It ar amend krank worn über Nacht und kann nemmer ausn Bett? Da sen sa übersch Houftor gschiechn und süchn as ganza Haus aus. Der Jonas war verschwundn.

Vielleicht it ar scho draussn Mee. Wie so naus kumma, war dia Archn fort und as hat a leichts Hochwasser ghat. Wahrscheinli von an Wolknbruch weiter oum.

Da ham glei an Schandarm verschündigt. Ober dar hats scho telefonisch derfahrn ghat, daß bei der nächstn Schtadt a Schiffla in der Nacht aufn Brückapfeiler gebrummt wär und sa wärn derbei, dia Trümmer eenzln rauszufischn.

Der Jonas war verschwundn.

Und weil ar an ganzn Tog niet zon Vorschein kumma it, hat mer sich leicht denk könn, wos mit na passiert war.

A richti schöner Tog war nach dara Untergangsnacht. Und sou sen bei dara Sintflut dia garschtien Leut ausn Dorf miternanner übri gabliem und dersoffn it der Sandschöpfersch Jonas und mit na dia Angst, daß der Ragabougn nemmer schtimm tät, mit dan der Harggott der Menschheit verschprochn hat, daß sou a Überschwemmung nemmer kumm söll.

Trost

Der Summer hat Dich
truckn gamacht
hinter dia Ohrn
und Riefn
nei dia Haut gazerrt,
wia sa in
keenerer Kennkartn
schtehn.
Hat Dir Beern
zwüscher dia Zäha
gschtopft
und will Dich nu
schluck laß
an manchm, saftien
Träubl.

Ar hat Dir an
Tannawäidl wachs laß
för dia Weihnacht
unds Moisi
försch nächsta
Hosanast.

Ar vergift nex
und hat
zagor Zeit
a poor schackia
Wolkn
nein Himml zu hockn,
dia wua wia
Viecher aussaachn,
odder wia Schlösser.

Damit Du wäßt,
mit wen Du schpiel kannst,
odder wuast wohnst,
wennst im Grosgartn liegst
und meenst
Du wärscht zu allee.

Manchesmol nachts

Wenn der Mond
unterwegs is,
da schlorcht nex.
Obwohl ar
olta Bee hat.
Dar find finsterli
sein Wag.

Dan hat mer
niet garn im Gsicht,
wenn mer schlaff will,
weil ar een
zon Fanster
nausziecht
hömedi und
mit zuena Aachn,
säigt mer.

Wenn der Mond
dia Wengert
entlangleucht
wia a Träublschtaucher,
na schläft
der Korscht,
dia Peranospra
und der vergassn
Wengertsböibl.

Na härt mer blos
almazal an
Liedfatzn
von een, wua
mit seinm Rausch
eighenklt hemmziecht.

Weil mer
mit Gsang
besser dia Bettschtatt
find.
An dara
der Mond schteht
und een mit
weiße Finger
nou dia rot
Nosn langt.

In Harbst nei

As it scho guet,
daß mer kee Schwalm it.

Wenn mer aa hetzet
sei Nast am Fachwark
papp laß könnt,
um dort nou zu fliechn,
wua dia Sunna
olla Tog übern
Himml rollert
und nie Verschteckerles
schpielt.

Da its scho guet,
daß mer kee Schwalm it.

Weil mer sou heeli
dorchs Lindlalaab schlorch
kann
und der Wind een
goldena Achslschtücker
aus Kastaniablatter
verleiht
und wua een
der Faderweißer,
ohna daß ar schwarz werd,
dan egeana
Schlot putzt.

Guet its scho,
daß mer kee Schwalm it.

Denn mer kann aa
mit Hendschi auf dia Kerm
und dorch dan
dickstn Ohraschützer dorch
geht dia Musik
vom Karassall
und a Bratworscht,
braun wia der Heili Laurenzi,
it kee schlachter
Ersatz
fö'r dia Sunna.

As it guet,
daß mer kee Schwalm it.

Wie kann denn sou eena wiß,
wos a Walzer linksrüm it
und a roogschossena Bluma
und a eighenklta
Brüderschaft mitn Schoppaglos
und der Kehraus,
wenn dia Nacht
mit der Ragnpeitsch
Dich und Dei Haus
dorchn Traam pfitzt.

's reimt si nit viel

's reimt si nit viel
heitzudooch, 's paßt nimmi viel zsamm,
wos zsammgange is sunst emoel,
's bleibt ausenanner
und wenn's zäehmoel beinanner
sei wöllet. 's ist wie verhext.
Und die Hex, wu drhinner heit stäeht,
hat en vornehme Noeme
und is dekoriert mit allerhand
Orde aus Silber und Gold.
Und in dr Weste, glei übern Herz,
trechts Forml und Zaache
(Kreizli und Ringeli wol
und allerhand Flitter
aus're ausdenkte Welt).
Am Biertisch, sapperlot nochemoel,
doe sin's Freind
und sooche Du zuenanner
und trinke und proste auf's Lewe
mit gschäftie Lippe.
E Haisle weiter, zwaa drei Haisli
weiter vielleicht,
sinniere's, wie mer'n andre
'n Koupf blueti schlecht,
daß kaaner nit merkt
und daß näemer wos gneist,
daß kaaner kan Reim nit drauf find,
wiesou und worum.
Des ziecht etz vo hoech oube roo
scho bis nei in die Gäbli
und mecht se Forml und Zaache
hinner die Fenster
und moelt's auf die Türe.

Drum wenn aaner schreibt heitzudooch
(ebbes Schäens für die Leit)
tuet er guet, wenn er nit lang suecht
nach en Reim (der wu nimmi paßt).
Er trecht besser en Kuffer Verbandszeich
nou an en Biertisch
und noe weiter e Haisle,
zwaan drei Haisli weiter vielleicht
und lejcht Hend ou
und verbind',
wu's kan Reim nit drauf git
heitzudooch.

's kou kaans nix drfür

's kou ka Ratt nix drfür,
daß e Ratt is
(und ka Aachhörle nit,
des wu'd Leit streichle und hätschle
und füetere mit Plätzli und Käere
und mit wunder wer waaß wos.)

's kou ka Spootz nix drfür,
daß er nix noechplappere kou,
en Papagei gleich,
daß er nit gfiidert is, farbi,
wie aus en Moelkaste raus,
und daß er ka Fedder verliert,
wu aaner juxt, wenn ersch find'
und steckt's auf sen Huet si.

's kou ka Kind nix drfür,
daß braun is wie Tiikholz
doe in den Land
und daß kraisl't se Hoer sin,
und kaans, wu e Buckele hat,
daß sou is
(die Noet stäeht manchmoel am Kindbett
und gschaut bitter nei d'Kisse),
und kaans kou ebbes drfür,
daß auf en Noeme horcht,
auf en fremde
aus en biblische Land.
s' kou kaans nix drfür.

Und doch singt's laut in die Gäbli
manchmoel,
verächtli, oehne Mitlaad
(in die Gäbli nit nr: überol).
Und die Hautfarb brennt wie Feier
dem Kind auf'n Leib
(s kou nix drfür)
und dr Buckl drückt
wie e staaie Last
(und die Noet wechst weiter
und wird umenschli groeß),
und ou en Noeme entzünd si
Feindschaft zmoel
und Freind weiche aus auf aamoel
wie anno doezumoel
im biblische Land –
und 's kou doch kaans nix drfür.

Es hat die Luft

Es hat die Luft
souviel Herbs allewall.
Voll Laaweri hengts,
voll Nüß und voll Aachl.
Und dr Dahm vo randvollli Keller
ziecht durch sie durch.

Es hat die Luft
souviel Neis allewall.
Sie steckt si Krabbefeddre
nei's fliechede Hoer.
Die schwarze Amsl schnappe drnoech
und balche si drum.

Es hat die Luft
souviel Ghammisvolls allewall.
Sie singt die Worzl in Schloef
und langt aus'n Himml si Stäere
und schleiderts
durch peehschwarzi Nächt.

Es hat die Luft
souviel Umstürzlerlust allewall.
Sie versammlt die Pfennbutze um si
in Nebburge
und fordert ihr Herrschaft zrück
übersch Land.

Bein Booder

Ich gläbs und gläbs a niet!

Mer säicht, die Zeitn senn annerscht worn, as Land, die Schprach und gohr die Junga.

Ich gläbs und gläbs a niet! As geit doch allerhand Sach, wu gohr nit annerscht war kann.

Mehnst, die klenna Kinner babbln etz annerscht, wenn sa nu nit babbl könnna, – und wennst di frähst, und wenn dersch wua wäh tut, und wennst a jungs Mädla siechst, mei Liäber, – und wenns ous Schtarm gätt, – naja, räid mer vo der Junga:

Jaja, des war scho woos, wie ich jung war und wie ich mi des örschtamal rasiert ho. Sou a Jahr, annerthalber senn mer die Fuseli in Gsicht ümmer lenger worn – und ümmer schtupfleter. Alsämal bin i mit der Finger dergäicher gfohrn, und hob mi hehmli in Schpiechl ougäguckt, und war gohr nit zufriedn mit mer, werkli wahr. Richti dracket hat mer ausgsachng.

„Rasier!“, hat der Vatter gsocht, „Dar muuß si rasier!“

„Nix geits!“, schennt die Motter, „Etz scho! I gab der!“

Wie a Motter halt sou it: Der Bua söll sou langs gätt a Bua blei, woos söll er schi rasier, wurüm denn, dees hat nu Zeit!

As Fräla hat zu alln aweng gälacht, und „Schöa it er nit good!“ gsocht.

As war scho arch, die annera in mein Jahrgang höm ihr örschta Fooern gäzehlt, und ich ho ausgsahng wie a Gässhöppern.

An Ausschloch hat der Herr Pfarrer gahm: „Willst der Apostl naheifer, – oder ins Kloster, zu die Kapuziner oder die Benediktiner auf Münstereschwarzach?“, hat ar mi gfröcht, und war wäß, wie ersch gemehnt hat. Apostl ho i nit war wöll, und nein Kloster a nit, da hats nit sou viel gärächerts Fläsäch gahm wie derhemm, und as Termeniern hat mer a niet gepasst.

Also runter mitn Bort. Heiligedreivier, wie schtellt mer des ou, däss kees woos markt. In der fünf- sechsmal hob i ougsetzt, eigsäfft, ohgewischt, widder eigsäfft – as hat alles nix gholfm, mitn Vatter sein Kratzer it der Bort nit ro. Gebluet hob i in Gsicht, nix gassn, rümgloffn bin i, als wenn mer die Höänner as Broet wachgfrassn hättn.

Mehnst, ich hätt woos gsocht? Niet üms Schtarm! Ich hobs widder probiert, und numal, – und war wäss, wies weiterganga wär, hätt sich nit as Fräla derbarmt.

„Also,“ hat sa gsocht: „Du gähst morgn auf Miesthääd, und holst mer woos in der Apäthäikng, und lösst di rasier...!“

„Woos?“, hob i gsocht, „Rasier...?“

„Ja!“, säicht as Fräla, „Wall mersch etz langt, und walls ou der Zeit it, – und dei Motter söll sooch, wos sa will!“

Mei Liäber, mir its annerscht gwast. Mit mein Fuchzgerla in der Tasch bin i der los, as Barchla no, zu der Apäthäikng nei – und nachät vorn Booder sein Haus gschanna.

Woos säigst bloß, denk i mer, woos säigst bloß? – Na, i gäh widder hemm!!

Ower – „Rasier!“, hat as Fräla gsoocht, – und lößt die rasier, walls ou der Zeit it....

Ich wäb nit racht, wie i neikumma bin. Da warn an Haufm Schpiechl und a groessa Marmorplattn fast wie in der Kerch, und a poor groeßa Sassel – und dar Herr Hauptlehrer vo Miesthääd und der Nuffersch-Joffer und der Booder mit an weißn Frack.

Dar Herr Hauptlehrer war halber in sou an Sassel gälachng, hat a Handtuech üm an Hals ghoot und hat alsämal Gäbloosn, woll er sou dick war, und der Booder hat ümmerzu mit na gäredt und eigäpenslt und mitn Messer ou na rümgäkratzt und widder gäredt, und der Nuffersch-Joffer hat gsoocht: „Sou its!“

Ich soogs ehrli, uns hat die Motter die Haar gschnittn, und ich war as örschtamal bein Booder, und vo lauter Guckn hob i hoffentli niet as Grüäßn vergassn. – i wäb nämmer –, ower die Angst aa! Bis i mi verguckt ho, war ich in Sassel ghockt, und der Booder hat mer ou der Haar rümgfummlt und gsoocht „Da wärds aa Zeit!“

Etz hätt i ja ruhich sei könn, und die Haar schneid laß, wu mir sünst derhemm sälwer gschnittn ham, und alles wär racht gwast, – ower niet guet.

Da hob i mein ganzn Muet zammgänumma und ho gsoocht:

„Niet die Haar, an Bort....“

„Sousou!“, säicht der Booder, „Sousou!“

Und nachera Wäll: „Werd aa Zeit!“

Woos söll i sooch: Ar werds gämarkt hamm, wie mersch war. Drüm hat ar mi wie an Grassn bähandlt, hat gsäfft, hat gäpenslt, hat as Messer ogäzougng, hat gäredt, als wär ich dar Herr Hauptlehrer vo Miesthääd, und bis i mich värguckt ho, war dar Bort hunt. „Kölnisch gfällich?“ Ich ho gäknauckt. Mir war alles gfällich! Bäzohlt, naus aufs Rood und hemm!

Wie dia Luft ehn sou schöa kühel üm die Backn it! Ich war rasiert, Gottseidank! Groess bin ich mer vorkumma, und viel leichter, und viel sauberer, ja, und shtark!

Bloß des Kölnisch, des hob ich mer unterwegs rogäwaschn.

Gätt ja kehn Menschn woos ou, wie dar Bort roikumma it, nä?

Ich gläbs und gläbs a niet! Mer säicht, die Zeitn senn annerscht worn, as Land, die Schprach und gohr die Junga.

Die Hauptsach it nit annerscht worn, bäschtimmt niet!
Wäßt, seit a poor Tooch mark i nämli, wie mei Bua ou mein elektrisch
Rasierer rümprowiert.
I marks und marks a niet.
Söller prowier! Välleicht gälingts na besser wie mir, ohna Fräla und
ohna Booder, hoffentli.

Willy R. Reichert

Weinspruch

Eh Tropfm Schwääß –
Zäha Tropfm Wei
Sou sogn die alta Leut, –
In Wengert seid racht lusti fei
Und trinkt ner fest
Und schwitzt ner glei
Und schpätzt in euer Hend fest nei
Und schafft euch richti hääß,
Däß euer Haufm Schwääß
An Haufm Schöppli geit!

Juniwind

Wenn mer ner wisset,
wu er harkummt,
dar Ziecheuner!

Brengt an Gschmack mit,
als wenn scho Ahrn wär
und a nu Frühajahr.

Gestern it mersch gwast,
als hätt er in Träuwlschtouck
der Mäus
wos vo weithar derzehlt.

Gall, schöa its bei uns,
Windla,
sünst wärscht
scho lang widder fort!

Kann mersch ja denk,
däb dersch gfelt,
wennst in der Wengert
nachn Rachtn siechst,
der Blumma
üwer dia Blüetn fährt
und der Mädli
nei der Haar.

Naja,
mer könna di brauch,
däbt an Raachng brengst, –
ower nit zuviel! –
die Gewitter wachschäbst
und alsemal mit ehn redst
wenn mer kee Ouschprach hat.

Mer söllet halt wiss,
wu da harkummst,
du Ziecheuner!

Untersambach

Hintern Ranga liegst
wie a kleener Bua,
schpitzt
mit deinera Dachli
von Waldla führ
und mehnst,
däß da doch amal
an Mee siechst,
die groß Schtraß
und wies hinter
der Barch it.

Gestern,
vor dreißich Jahr,
bein Wahn,
hömmer geluhert,
ob dei Glöckli
nu nit
as Bambern oufanga,
obs nu kee Weck geit
und Limänad
ou dan ehna Schdandla
vor der Kerch.

Etz
fohrn mer
auf der groß Schtraß
ou der verbei
und markn nit,
däß da
nu da bist, Sambli,
wallst ümmer nu
hintern Ranga liegst
wie a kleener Bua
und dervou trehmst,
däß da
amal groß wörscht
und an Mee siechst
und die Walt.

Spätherbst

Etz
senn die Toooh
scho bahl verbei.
as reuft scho
auf der Decher.
Etz kummt der Moust
in Kaller nei
und nachät
nei der Becher.

Etz
hengt der Nabl
übern Mee.
Etz gätt as Jahr
derhinner.
Gohr mancher Mou
it etz allee
und fort
vo seinera Kinner.

Etz
säichts in dir:
Etz wörschta alt.
Etz süch der
a warms Eckla.
Etz bist nu warm,
bahl bista kalt
und brauchst ner nu
eh Deckla.

Etz
senn die Toooh
gor schnall verbei.
Nit lang
da rümgetrauert!
Etz gähsta
mit in Kaller nei!
Da geits scho bahl
an junga Wei!

War wäiß
wie langs
nu dauert.

Junge Liebe

Setz di her zu mir, Bou, und ärger di net – weger an Madla! Was? Ausgeschmiert hout's di? Vielleicht houst der s' du net richti ästhimiert? Was koh mer dou sogn!

A Löbschaft is nix Leichts, moußt wissn. Ich waß, denn i hab die Madla meiletter gern gsehng. – fei scho als Bou!

Aber zu meiner Zeit is mer noni su wild drflousaganga wöi heitzutog. Dou hout mer si schöi Zeit glassn. Dou war mer a – ob Bou oder Madla – noni su frechgoschert. A weng hielächln, a weng herlachn, – des hout fürn Ohfang glangt.

I hab's scho gsehng, wöi döi blond Betti hintern Vurhang gstandn is und rübergschaut hout, wenn i mit mein gröin Realpatzerskägpla as der Haustür nausganga bin. Manchmal hout s' a zon Fenster nausguschaut, und nou hab i schneidi nafgröißt. Aber manst sie höit si zrückgröißn traua? Wöi kannstn glabn! Sie is gleich in die Stubn nei, als wäret su a Gruß a groußa Sünd. Und a Sünd därf mer net tou, zmal mir all zwa in gleichn Konfermantnunterricht ganga sen zon strenga Pfarer Brendl, zwanzg Staffln houch über a Hultztreppn in Lorenzer Pfarrhuf.

Wenn aber der „Kompfers“ (Konfirmantenunterricht) spöt aus war und wenn's scho dumbereinert (gedämmert) hout, nou sen mer manchmal, wenn kahns um an Weg war, durch die Gäßla mitanander hamganga, Mastns hab nou ich die Unterhaltung gführt, denn die Betti war net su redseli. Vo der Scholl habera derzillt, vo unseri Professor und vo mein Geinglehrer, der wou a toller Kaschper aber a seelngouter Kerl war. Er is erschter Konzertmaster in Stadttheater gwesn, und destwegn hout er mir manchmal a paar Freikartn geschenkt. Er hout si nämli eibildt, i möißt a amal a Konzertmaster wern, wöi er; denn i höit es Zeig derzou, hout er gsagt.

Und su hout er mir wieder amal zwa Freikartn geschenkt, und i hab s' natürli meiner Mutter bracht. Aber sie war net ganz auf der Hoich, und drum hout s' gsagt, i soll döi Freikartn an vo meinei Freund schenk: in Vollraths Leo, in Krausn Rudi oder in Kießkalts Max.

Aber mir is a anderer Gedankn kumma, – a Gedankn, der wou gar net gout zoneran Konfermandn paßt hout: I hab döi zweit Kartn der Betti geschenkt. Es hout zwar a langs Hie und Her gebn zwischn uns zwa, aber wall döi Plätz net neberanander gwesn sen, hout sie's schließli doch ohgnumma.

Su sen mer denn an selln Sunntognammittog in „Fideln Bauern“ ganga, – aber net mitanander, verstöiht si, sondern nouchanander; denn die

Betti – i habs' vo mein Fenster aus beobacht, – is scho a Stund vurher vo derham fort.

Erscht in Theater habn mir uns troffn. Sie hout a schwarz Samtklad ohghabt, schwarzi Lackschouh und um an Hals a Kettla mit an Kreizla droh. Des werd ihr Konfermandinnaklad houts' mer derzillt, und es ist nu vo ihrer groußn Schwester. Und die Schouh, döi warn vo ihrer zweitn Schwester, und es Kettla vo ihrer dritt. Sie möißt aber alles recht in Obacht nehma, hout s' gsagt; wall ja nu zwa Madla mit dera Garnitur konfermiern wolln.

Dou hab i mir an Ohlauf gnumma und hab gsagt – und heit nu wunder i mi über mei Kurasch –: „Destwegn bist du doch es schönst Madla unter alli Konfirmandinna!“

Sie is rout ohgloffn wöi a Christbaamöpfala – ja, damals sen die Madla nun rout wurn! – und hout gmahnt, i soll suwos net sogn, denn es is net wahr. Unter deni neunadreißg Konfirmandinna gitt's nu vill schöineri, und si möcht mer routn, daß i mir ahna raussouch. Sie schwört an heilin Eid, daß i unter deni Haftn Madla ganz gwieß die richti find'.

I hab ihr natürlü Widerpart gebn und hab gsagt, es wär mir kahna löiber wöi sie und su weiter und su fort, und wer waß, wos i nu alles zammgschmarrt höit, – aber dou hout di Glockn gschellt und hout unsern Gspräch a End gmacht. „In der Pausn treffn mer uns wieder!“ habn mir gsagt, und nou sen mir gschwink af unseri Plätz in dritt. Rang. Es warn kani groußartin Plätz, – halt Freiplätz, döi iwou suwöisu ka Mensch net kaft: I bin links gsetzn ganz außn, und sie is rechts driema gsetzn, a ganz außn. Und su habn mir uns halt wieder von der Weitn zougächlt wöi derham in unserer Straß, nieber und rieber, bis es Theater dunkl wurn is.

Und des is fei unser letzts Gspräch gwesn, des mir mitanander geführt habn; net amal in der Pausn sen mir zammkumma, die Betti und ich. Denn obwull döi Operettn a lustis Stück hout sei wolln, habn s' mir alli zwa doch recht ernst gnumma: daß a Bou sein Vater, der immer wieder sagt und singt: „Mei Stephan is mei ahnzier Stolz?!“ vur lauter Eibildung nemmer kenna will, des is uns alli zwa su nah ganga, daß mer uns weger unseri Träna vuranander gschämt habn.

Und wöi nou es Theater aus war, hab i die Betti nengerds mehr gfound, und i waß bis heit noni, af wos für Weg döi allahns hamganga is. Siechst, Bou, su kummt's manchmal, und i koh net sogn, daß sie mich versetzt hout, und si werd net behauptn wolln, i höit s' ausgschmiert. Natürlü hab i s' später immer wieder gsehn, aber blouß vo der Weitn; denn es höit si für zwa Konfermandn net paßt, daß mitanander pusiern, – dazumal wenigstns, heitzutog werd s' vielleicht anderscht sei. Die Betti war kaum as der Scholl, dou is schon ball zu ihrer groußn Schwester nouch Sidney und ich bin af die Präparandscholl kumma, und dou dermit war alles verbei.

Blouß mei Gschichtla is noni aus! Denn schau, – spöter hab i natürli nu anderi Madla kenna glernt – und dou war a amal wieder a su a Blonda wöi die Betti derbei. Döi hout ball gmerkt, daß i's ernst mahn, und destwegn höit s' gar z'gern gwüßt, ob i a protestantisch bin wöi sie. Sie höit ja direkt frougn können, – aber des hout se si net traht. Su hout sie's aff Umweg probiert: Wöi mer amal vo der Lorenzkärrch verbeiganga sen, hout s' mi gfrougt, ob i scho amal in dera Kärrch drinna gwesn bin. „Freili“ hab i gsagt, „denn in dera Kärrch bin i ja konfermiert wurn“.

„Ich a!“ sagt s' und frougt weiter: „Wann denn nou?“

„Am 8. April 1914“

„Ich a! – Und bo wos für an Pfarrer?“

„Bon strenga Pfarrer Brendl!“

„Ich a!“

Su sen mer also alli zwa – oder besser gsagt: alli drei! – im gleichn Jahr, am gleichn Tog in der gleichn Kärrg und hon gleichn Pfarrer konfermiert wurn.

Es verstöiht si vo selber, daß mir zwa, dei Mutter und ich, uns a in dera Kärrch von gleichn Pfarrer habn traua loun.

Und su is der Betti ihr „heiliger Eid“ doch nu wahr wurn.

Der Mensch lebt net von Brout allah . . .

Der Mensch lebt net von Brout allah,
a vo der Stadtworscht net,
er koh a vo kan Auto lebn,
und wenn es schönst er hätt'.

Der Mensch lebt net vo all den Schnacks,
der nei is und modern,
vo Pfennisabsätz und vo Röhr-
lashusn für die Herrn.

Der Mensch koh net von Patschn lebn
und treibt er's nu su vill,
a vo die Illustriertn net,
und net vom Foußballspill.

Ja, vo wos lebt er nou, der Mensch?
Su här i ringsrum frogn . . .
Er tout vo gar nix Bsondern lebn,
des will i eich blouß sogn:

Er lebt vo dem, wos mit die Händ
kahns fassn, greifn koh,
des kummt, derzwinga läßt si's net,
vo selber af ihn roh.

Er lebt vo dem, wos ihm kahns nehmt,
ka Wucherer, ka Döib:
Er lebt – glabt's! – von an goutn Wort
und von an bißla Löib.

Der Stöier

21. IV. – 20. V.

Wer mit an Stöier verheirat' is,
der hout's – waß Gott! – net leicht,
wall su a Vöich, wöi des Trumm Vöich,
gar leicht sei Hörner zeigt,
und wenn's net nouch sein Willn göih tout,
nou brüllt er laut und lang und gout.

Doch hölt er alles recht schöi zamm;
er mog ka Schlamperei.
A jeds Ding hout bo ihn derhamm
sei richtis Plätzla fei.
Er spart, wou er ner immer koh,
an sich und an die andern roh.

Er is recht fleißig Tog und Nacht
und schafft oft bis er schwitzt,
er packt a jeda Ärbert oh,
z'mal ahna, döi ner'n nützt.
Und stellt er si a nu su dumm,
er murkst gern wöi a Künstler rum.

Mer sagt, er siecht die Madla gern,
doch föllt er recht leicht rei,
a jeds routs Töichla regt'n af,
er möißt ka Stöier net sei.
Und bsonders tout er für sei Lebn
gern hamli söißi Küßla gebn.

Wöi gsagt: er is a heikls Vöich,
des seine Schrulln hobn tout,
doch kummt mer prima mit ihn aus,
wenn mer'n gout föitern tout
mit Brätn, Klöß und Glöser Böier, –
i waß; i bin doch a a Stöier...

Es Kreuzerla

Wie dä Bambergä Spitalwald bei Tretzdorf noch en Michelsbergä Klo-
stä gähört hot, do hot – es is scho lang her – a Holzknecht mit seinä
Fraa und seinä Kinnä in an klaan Häusla, glei nebän Wald gäwohnt.
Amol, im Wintä, is dä Holzknecht recht spät ausn Wald kumma. Vor
sein Häusla wor a altä Ma gstandn, der a Kuttn aghabt hot, an schwern
Sack hot ä nebä sich nagstellt ghabt. Mä hot na agsähng, daß ä bald
nimmä weitä gäkönnt hot. Do hot na dä Holzknecht agäredt und gä-
maant, er soll doch neis Haus und sich a weng ausruha und wenn ä
will ka ä a übö Nacht bleim, a Schüt Stroh könnä ä na scho noch richtn.
Dä alt Ma hot nix dävo wissn wolln, ä muß noch weitä und ka sich net
aufhalt. Dä Holzknecht hot na dann sein Schlittn gälieha, daß ä sein
schwern Sack net trong muß. Dä Klostäbrudä hot den Sack aufn Schlittn
gälegt, hot „Vägelts Gott!“ gsacht – und glei drauf wor ä nimmä zä
sähng.

Am nächstn Früh wor dä Schlittn in dä Holzleg gstandn, als wenn ä
gor net fort gäwesn wär. Glei nebän Wegla, auf dem dä Holzknecht
alla Tog nein Wald ganga is, wor a großä Baamstumpf gstandn. Wie dä
Holzknecht dra väbei ganga is, wor auf dem Baamstumpf a Kreuzäla gä-
läng. A ganz a neus Kreuzäla wors, des in dä Wintäsunna wie Gold gä-
glentz hot. Dä Knecht hot des Geldstückla gänumma – und hot etzt
alla Tog aufn gleichn Platz a Kreuzäla gfunna. Dä Holzknecht wor
gscheid! Er hot kaan Menschn wos dävo äzehlt und hot jedn Tog des
Kreuzäla nei an Sack gsteckt, den ä untä sein Bettstroh västeckt hot.
Des is etzt a ganza Zeit so zuganga. A poormol het ä ja gern des Geld
agäpackt, wenn die Kinnä wos gäbraucht hettn, odä wenn er amol an an
Feiätog a Moß Bier mehra gäwöllt het. Dann hot ä sich immä wiedä
gsacht „ich will noch a weng sparn!“ Neun Johr lang hot ä sich alla
Tog sei Kreuzäla gholt.

Do hot na amol sei Fraa däbei däwischt, wie ä grod den Sack aufgä-
macht hot, daß ä sei neus Kreuzäla neitagäkönnt hot. Die Fraa hot
gleich wissn wolln, wu ä des Geld her hot und wal ers net gsacht hot,
do hot sie na an Gaunä und Spitzbum und an Wilddieb gänennt, wal
sie gädacht hot, daß des ka ehrlichs Geld sei ka. Daß ä sei Ruh kriegt
hot und vor seinä Fraa net als Lump dogstandn is, hot ä era die Wohret
äzehlt. Sie Fraa hot sich gfreut und sich scho ausgärechnet, wos mä alla
Johr mit dem Geld afanga könnä.

Vu dem Tog a hot dä Holzknecht ka Kreuzäla mehr gfunna. Mä soll
halt nix bäredn.

Dä Sensnma

Oft is ä nebä mir scho hergäloffn,
hot mit sein Knochngstell schö leis gäklappät,
hot mich aus leera Aanghöhln agägrinst.
Amol – ich wor a klaanä Bu –
ich wor so müd, hob bloß
mit groöa Aang ins Leera gschaut,
ich hob mich net gäwehrt –
do is ä wiedä fort.

Amol, ich wor a Ma,
vu scho bald värzig Johr,
do hob ich zu na gsagt:
Mei Lem wor schö, wor gut!
Kringstrum is Erdn, Dreeck und Eisn um mich gflong.
Ich hob an Fraa und meina Kinnä,
an Värä und die Murrä nuch gädacht,
hob Dankschö gsagt fürs Lem,
do is ä fort.

Oft hob ich gspürt, daß ä däbei –
und wenn ä heut, etzt kumma tet,
ich tet mich wehrn,
tet längä bleim wolln, do bei meinä Fraa.
Heut kriechät ä mich,
wal ich nimmä will.

Alla Tog

Die Häusä

die braat an dä Straß stehn,

sie hörn en Lärm en ganzn Tog.

Sie hörn, wenn die Motorn recht brumma,

sie hörn, wenn laut die Bremsn quietschn,

Alla Tog.

Die altn

Häusämauän zittän

und mancha Wend die kriecht an Sprung.

Die Fenstälädn klappän und die Türn

wern zughaut. Krach, Gschrei und Lärm is

alla Tog.

Herngeng

wenns dunkl werd, wenn leis die Nacht kummt,

dann werds bald stillä auf dä Straß.

Do trapplt nuch a Schritt ums Eck.

nemdra do flüstäts nuch a weng

und dann is still und friedlich.

Alla Tog.

Dann hörn

die Häusämauän, wie die Leut mitnandä redn,

sie hörn es Greina, wenn a Kindla ausm Schlof äwacht,

hörn, daß a Krankä semmät und a Madla jammät, des allaa;

und a Bäsuffnä flucht, des hörn sie

alla Tog.

Und wenn

sie lauschn, hörn sie a, die Mauän,

die selig Ruh vu alla Menschnkinnä,

die gern sich ham und glücklich sen

in ihrä Lieb, etzt und für immä.

Alla Tog.

Nachts

Nachts, auf die Landstraß,
zwischä die Alleebaam,
scheint a weng,
bloß a klaans bißla
dä Mond.

Die Straß is schwarz,
bloß a poor hella Fleckn
sen nagätupft.

Und wie die Fleckn
auf dä schwarzn Straß,
sen a poor Lichtla
in mein Lem.

Deswegä läbt mä?
Wegä die poor Lichtla?
Und sunst is nix?
Ach frog net!

Schau doch net hie
auf die schwarz Straß!
Guck durch die Baamä durch,
schau nauf zum Mond!

Öppes vom Heiern

Beinoäh oi jeds Mäche on jeder Kouz mache dan domme Streich, äs oi eher, äs anner speäter. Bann mer erscht henner die Ohrn trocke es, komme goär domme Gedanke on hänge oim louter Broätwürscht neis Moul. Äs Verheiertgesei hält mer füärn Himmel ouf Arde. Bie es äs ower werklich?

Bann der Herr Pfarr äs Kröiz drügemocht hot, geäht äs Kröiz loäs. Ha weiß dos ouch, drömm söt ha, bevüär ha oim trout: „Äs Heiern es oi ganz gruäß Sakarament“.

Kröiz on Leide geähn ower scho vürhar o. Erscht muäßt mer scho oimol die Rechtig fenn. Sie söwä ömmer: „Der Töifel verschänd koi Poor on jeds Höfelje fend sei Störzje“. Ömmer es dos ouch niet woähr. Voddr on Moäddr mösse manchmol gehölf, daß äs Störzje paßt on dan Töifel macht manchmol die Schmuäßfrou, die sich oin grüäne Huät on oin gläserne Rook verdien well.

Bie ich noch oi Köiz wöär, hot mei Moäddr ömmer gemoint: „Jong, hang dich niet ze arch o oi Mäche. Wage oi Hecke vereckt koi Geiß“. Ich ho oufse gehürt, bis ich hange gebliewe bin, ower niet, bie ihr moint. Mer hömm niet heier möäß on mei Bröit hat äs Hurn niet gebroche gehot. Äs wär ner soä: Bu die Lieb hifällt on banns nein Kühbatze es.

Bie die annere Löit gemerkt hömm, daß ich oi Mäche ho, Jong, doä es äs loäsgange. Bei mir hömmse äs Moul gehalle, bei meiner Bröit ower hömmse geredt bie die Schareschleifer. „Mäche“, hömmse gesöt, „bei dam hastes guät, die Scheit brouchste niet ze tröwe, die schmeißt ha dir noäch on äs Wasser brouchste ouch niet beim Brönn ze hole, dos schreiste“. No ja, oi jeder Mo hat sein hohle Zoh, ower so oi grüäß Looch hat meiner doch niet gehot. Mei Frou on ich, mir hömm ons verstanne on vertröwe on jeds Joähr es oi Kenn gekumme.

Noäch fönef-sechs Joähr hot mei Frou gesöt: „Ömmer zuä es koi Ackerläng on bos oin Ofang hot, muäß ouch oi Eend ho“. Doä wor die Musik öis on die Musikante sen hoigange.

Ons hots ouch gereicht. Ich ho ömmer doäro denk müäß, bos mei Moäddr geschwätzt hot: „Jeds Kenn brengt sei Broät mit on viel Kenn, viel Voddroänsen“. Racht hotse gehot, ner äs woär soä: Bei jedm Kenn es äs Bröät kloiner gewurn on die Voddroänsen höm mei Frou on ich

gebat, daß äs lang söllt. Äs Heiern es niet so oifich. Mer hot sei Surich, solang mers es. Am Höächzigeoäwed senge die Mäche äs Bröitlied. Bos sie senge, dos es woähr: „Du muäbt surich füär Weib on füär Kenn, süst begeähste oi grousame Sönd“. Die Köiz schieße derbei, Bei mancher Hoächzig es dos Böllern oi Ofang on hüärt nemmer ouf bis der Toäd derzwesche geböllert hot on oi Teil wier alloi es. On grod, banns so gewase es, schreit dar am allermeiste. Es erst oi Mo, öm die fufzich, macht ha manchmol noch domme Streich. Bann der Herrgott oin Narrn geseäh well, läßt ha dam Mo die Frou starb mit fufzich Joähr.

Mei Frou on ich, mer senn höit alt. Ons Kenn senn öisgefloge. Manchmol kouf ich mer oi Kännje Branntewei on mei Frou trenkt oi Schölje Kaffee. Oin Geähstecke muäß ouch en seiner alte Tö noch ho. Durch oi poor schüäne Joähr senn mer dan gleiche Waag gange on es woär, bie bei alle Verheierte: Bu oi Schloät es, doä rouchts on nöäch dam grüäbte Gewitter werd der Himmel wier bloä. Alle zwu, mei Frou on ich, senn ons ower üwer ois einig: Der Herr Pfarr hot niet racht, bann ha söt, daß äs Heiern oi gruäß Sakament es. Bann mirs nochoimol ze mache hätte, täte mir alle zwu vo vurn ofang, ich mit ihr on sie mit mir. Beröm ouch niet?

Der Herrgott git koin Mönsche äs Kröiz schwerer, bie has getröw ko...

Die Grenz

Ich ho oimol oi Mäche gekaant
on hose scho gseähn als mei Weib.
Banns nocht wurd, bin ich zu ihr geraant.
Köi zeäh Göil hätte mich ogewaandt.
Ich konnt ohne sie niet gebleib.

Vür Joähre ho ich oin Fröind gehot,
met dam bin ich geloufe bie weit,
durch Waald on Feeld, üwer Stooock on Stoi
on hom ouch manchmol gewockelt ons Boi.
Äs woär doch oi wonnerschüä Zeit.

On höit! Doä es dos alles verbei.
Die Grenz hömmse zwesche ons gezö.
Dos Mäche hat oin annern gefreit,
dar Fröind löift jetzt alloi durch die Heid.
Die Grenz hat ons alles zerschlö.

Am Sunntich steäh ich manchmol am Droäht
on schou bie oi Kranker neis Laand.
Denk ömmer: Vielleicht ko ich geseäh,
dan Fröind oddrs Mäche oddr alle zweä
onner zugewenk met der Haand.

On jedsmol tapp ich trouurig zeröck.
Die Grenz, die es bie oi schworz Waand.
Sie schneid niet ner durch Feeld, Waald on Wag.
Sie ropft die Seäl öisenanner ach
on macht frömm, bos süst sich gekaant...

Da Pöita

Recht vill Möih hout si werkli kaans geem, wöis den Pöita zamgstopslt homm. As mouß in Herrgott sei Löhlabou gwesn sei, und da jingst anu dazou, der wou erscht seit drei Wochn aß Menschnmachn glernt hout. Mit döi Proportiona houts nett gschtimmt, da Laama hout zvill Batzn ghabt und ztruckn wora a nu. Und vaschtullats homm wohrscheinli andre on den Trumm Mannsbild rumpfuscht. Vielleicht wors zschert gor nett su schlimm, oba wöi ich nouch Zöiglschtaa ind Scholl kumma bin, in da zweitm Klab, dou wor da Pöita in da dritt und domols scho hob ich gmerkt, daß dou wos nett schtimmt. Zaulatndärr und Händ wöi Abortdeckl; su hout der Bou mähr ana groußn Schpinna glichn und die gröißtn Schouh vom gröißnt und längstn Bauan, vom Buschngärch homm in Pöita no nett paßt. Mastns ißa barfaß gloffn und wosa im Winta og-hatt hout, hob i nie gseng. Aß wor ja a suwöisu nett vill zon seng von ihn.

Schteckalaspöita homm mir gschriea und den Kerl sulang gärschat und gfoppt bis a wöiti worn is. Wohrscheinli hout der Bou di Fallsucht ghabt, wenn er uns nett dawischt hout iß er afft Schtrouß hiegfluung und hout gschtoun und um si gschlong und da weiße Schaam ißn vom Maul rogloffn.

Imma wenga hout man gseng, er hout si nemma afft Schtrouß traut, in da Scholl ißa als letzta kumma, löiba zschpeet, und da Lähra hout tou als merkat ers net. Wenn nouch suan Ohfall die alt Wongeri, sei Mutta, ohgwaklt iß, houts gschimpft und gfloucht und hout den Boum hamm-brocht.

Si wor a Krautaweibla im Muushuf druntn und hout nembei Kreita im Wold und aff da Wiesn zupft und on die Apotheke vakafft. Wou da Vatta gween iß hout kaans gwist; In Pöita sei grouße Brouda iß 1914 als erschta eizung worn im Kröich und i siechn heit nu wöia schtern-hoglsuffn mit an altn Fohrrad in Dorfweiha neigfohrn iß. Von di derbstn Kärwalöidla hout a an ganzn Haafn gwißt und nou hout a si an Gartnschtoll ghout vomm Wärtsgartn und hout a Mouß Böia nouch da andan gsuffn und affn Burgamasta, affn Schollmasta und aff di Bauan gschimpft. Dees wor Ende Juli 1914 und Ende August wor da Routhn Lenz a Leich. Er wor anna vo di erschtn döi wous in Frankreich dawischt hout.

Di alt Wongeri iß nu klenna worn, da Pöita nu dära und öitz homm mir uns langsam gfärscht vur den Kerl. Wenna nochts übert Schtrouß kumma iß und hout sein Mutta a Kröigla Böia bamm Wärt ghullt, houts ausgschaut wöi wenn a Teifl douherkummat. Riedn hout er nett schein kennt, sei Mutta a blouß aß noutwendigst, und wöigsacht, seidem da Lenz gfalln wor, houts za döi zwaa nemma gschtimmt.

Mir Kinda homm langsam aß Trätzn vom Pöita valernt und sennan aßn Weech ganga, wou ma kennt homm. Wenn mir im Winta affn Weiha Bouchats gmacht homm, daß aß Eis ner su kracht hout, od da wemma a Häitschl afzuung homm, von an Ufa zon andern' niewa, wor da Pöita weit wech vo uns gschtandn und hout zougschaut. Und dou houtn da Denschstädtla amol wos niewagschriea und da Albrecht hout an Schnöiballn nouchn Pöita gschmissn. Als wär allas vagessn, homm mir Schtekalaspöita gschriea und den arma Kerl trätzt, ärcha wöi sunst. Da Pöita wärd wöiti, rennt aff uns zou und grad dou flöigt da Weimannshanni hi und in Pöita vur di Föiß. Der Hanni hout Priegl gröicht wöi a arma Hund und wenn di Weimänni net grad daherkumma wär, wär vo ihrn Hansl wohrscheinli nemma vill dougwesn. Si hout die Goschn affn rechtn Fleck ghatt und tobt wöi a Wilda. Der Pöita wor wöia Schtuuck gschtandn und hout wohrscheinli aff Priegl gwart. Dou schreit di Weimänni in ihra Wout: ma sollat di Polizei hulln, in Schandarm sollt ma douhomm, a su a Krüppl wöi du ghärt ins Zuchthaus. In Pöita seine Aung senn ganz gläseri worn und nou iß a grennt, grennt; i hob nu kann su renna seng. Alti Foußlappn hout a ohghatt, netamol Schouh. Und döi Foußlappn senn aafganga, dou a Fetzn dort a Fetzn und barfaß iß da Pöita üban Anga gsaubt durchn Schnöi. Mit seine Händ hout a rumgfuchtl, griena houta, gschriea und gsaubt iß a, gsaubt wöi a Wilda und dabei homm mir uns vo ihm gfärcht.

In Pöita hout am andarn Tooch da Färschta im Kouhgroom gfunna. Tout, darfrurn, dasuffn. In da Nacht draaf homms di Wongeri ohgschnietn, si hout dees nemma ibaleem kenna.

Kaum a Hulz zon schürn wor in da Hittn. Ka Brout hout ma gfundn, a poor alti Kittl und Husn vom Lenz. Wöi arm döi Leit worn, hout kanns im Dorf gwißt. Aff da Leich am altn Kärchhuf homm mir Boum singa möin und da Pfarra hout a Predigt ghaltn und uns und di Altn ins Gwissn gredt.

Öitz liengs scho fuchzg Jahr dou drunt. An Schportplatz hout ma aß den Kärchhuf gmacht und di wengst wissn nu vom Pöita und sein Mutta. Manchmol Nachts, wenn i allaa durch di Schtroußn göih, siech ich in Pöita nu mit sein altn Emaillkröichla zon Wärt nei göih und fier sei Mutta a Böia hulln. Ich wart draußn, ich wart manchmol schtundnlang. Ich hob nan ka anzigmol mehr rauskumma seng. Ich tät mi nemma färechtn heit vurn Schtekalaspöita und vielleicht tät ichs doch nu song für mich und di andarn a, fier döi wou scho gschtorm senn und fier döi wou nu leem:

Pöita, tät i song, sei uns nett böis, mir worn ja blous dumme Boum domols. Neigöih siech in manchmol nu, ins Wärtshaus mit sein altn Böikröigla, rauskumma hob in nemma seng...

Weihnouchtn

A Laternaschtrouß zöicht si no
bis zon Hauptmarkt.
A ganza Schtood
schtöiht dort,
Budn an Budn.
Gestan amd iß eigweiht wurn.
Aß Christkindla selba
hout gsunga
„Färcht eich nett“
houts gsunga
„und Friedn aff Erdn!“

Draußn rasslms weita
mit die Säbl.
Im Kongo schneidns ser si
die Häls oh,
und in Griechnland
in Vietnam und Südafrika a.

Kinda homm gsunga,
Posauna homm blousn dazou.

Mancha Mutta senn
die Träna rogloffn:
walls an Boum
bam Militär hout.

Er lernt schöißn dort
mit Gwiehr und Kanona,
und lernt
wöi mer aff Befehl
an umbringt.
Blous wolls a poor Grouße
untat Negl brennt,
walls zündln wolln.

In fünf odda zeah Jahr
schtellns nou den Boum
vurs Gricht:
wall er an Befehl
ausgfieht hout
(Er war halt a gouta Bou gwesn...)

„Friedn aff Erdn“ singas
im Radio, im Fernseh
in jeda Wätschaft
und in jedn Cafe.

Und si brauchertn
blouß selba ohfanga
in ihrn einga Herz.
(sie brauchertn ka Christkindla dazou!)

A weng nouchdenkli

Wenn da Herrgott
a Pflastra wär,
täta wöi döi
Schtroußn
zouschietn,
und Schtah um Schtah hilieng,
Randschtah dazou
und nouch vea Wochn
widda vo vuan ohfanga;

Pflastaschtah in Sand setzn,
aff die Köpf haua
recht schöi und agrood.
Daß mir Arma
a anne homm,
dennan wou mir
aff di Köpf rumtrampln.

Denn: der gitt den o,
und der den;
und je mehr daß ohgeem
umso gröiße senns.

Und wens aff unsre Köpf
rumtrampln
merk mas nemma
unsre Köpf merkn nemma
wos aff ihnan
rumklopft.

Und wenn da Herrgott
a Pflastra wär:
er klopfat und klopfat
und mir
merkatns nett.

Schtatisti

Nochts, wenn i hamm kumm,
schpeet nochts
umma Dreia rumm,
schau i im Schpöigl...
(bamm Schockn kafft
umma Mark)
schau i im Schpöigl
mei Gsicht o.
Su olt iß des Gsicht,
wöi wenn i
mei einga Großmutta wär,
Und nou liech i im Bett
und ko net schloufn,
zwa Schtund nett,
drei Schtund nett,
wall i allaa bin
ganz allaa
und nett amol
an Dackl hob
mit den i
a weng belln könnt.
Gsunga hob i
wöi i jung wor
wöi a Hadlerchn
und a schpeeta nu.
Ich bin rumm kumma
in da Welt,
weit rumm kumma,
öitz homms mi in Chor gschteckt
und zo di Schtatistn....
und zo an Schnaps lädt mi kaaner mehr ei.
Aff die Schtrouß koo i a nemmer göih
mit su an Gsicht,
A wenn i nu su gern
a Mannsbild im Arm höit....
amol nu....
olt iß mei Gsicht wurn,
su olt:
wöi wenn i
mei einga Großmutta wär.

Zur Situation der Mundartforschung und Mundartdichtung in Franken

Grundlagen und Ergebnisse der Diskussion.

Eine Geschichte der ostfränkischen Mundartforschung wurde noch nicht geschrieben; wohl aber liegen kritische Würdigungen der bisherigen Forschungsergebnisse vor¹⁾, in denen zugleich versucht wird, die Weichen für zukünftige Aufgaben zu stellen. Waren die Arbeiten vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1934 im wesentlichen Beiträge zu Wörterbüchern, Beschreibungen von Orts- und Gebietsmundart, Ortsgrammatiken, Einzeldarstellungen des Laut- und Formenbestandes bestimmter fränkischer Orte, meist ohne allzugroße wissenschaftliche Ansprüche²⁾, so konnte der 1934 nach Erlangen berufene Friedrich Maurer durch das Übertragen der in den zwanziger Jahren im rheinischen Raum erarbeiteten Methoden neue Initiativen entwickeln. Losgelöst von der bisherigen Betrachtung sprachlicher Grenzen werden die 'Sprachräume', ihre Entwicklung, ihre historischen Veränderungen Forschungsmittelpunkt: *die Abgrenzung der fränkischen Mundarträume nach außen und untereinander*. Weiter war Maurer bemüht, aus der Mundart als der 'Volksprache' die „Eigenschaften der Volksseele zu erschließen“³⁾. Endlich konnte er mit der Gründung des Ostfränkischen Wörterbuchs einen bisher in Franken unbekanntem Zweig sprachwissenschaftlicher Forschung, die Wortgeographie, in Angriff nehmen⁴⁾, wozu sogleich die Aufnahme des Sonderwortschatzes einzelner Berufs-, Fach- und Sozialgruppen trat⁵⁾. Bedingt durch den Ausbruch des 2. Weltkriegs mußte die eben angelaufene Forschungstätigkeit eingestellt werden, bis sie 1957 unter Leitung von Siegfried B e y s c h l a g wieder aufgenommen werden konnte.

Die Hinwendung der Sprachraumforschung zur Landesgeschichte sowie die Einbeziehung der ostfränkischen Außenmundarten in den Gebieten mittelalterlicher deutscher Ostkolonisation (Sudetenland, Schönhengstgau, Schlesien usw.)⁶⁾ erhielt in den fünfziger Jahren durch Ernst S c h w a r z, den früheren Prager Ordinarius⁷⁾, kräftige Impulse. Sein Schüler Hugo S t e g e r konnte, aufbauend auf durch Schwarz angeregte Einzeluntersuchungen kleinerer Räume, durch Heranziehen des gesamten ungedruckten Sprachatlasmaterials sowie der historischen Quellen für das östliche Franken eine genaue Raumgliederung geben und zugleich das Werden der Sprachräume aufzeigen⁸⁾. Der östliche fränkische Raum wird von Steger aufgeteilt in den südostfränkischen und den oberostfränkischen, wobei er eine hohenlohisch-südostfränkisch-

oberostfränkische Siedelbahn annimmt⁹⁾. Der durch die Steigerwald-Coburg-Obermain-Schranke abgetrennte unterostfränkische Sprachraum konnte bisher nicht untersucht werden, da in Erlangen keine in diesem Gebiet wohnenden Studenten für die Feldforschung greifbar sind. Die Trennung in einen nördlichen und südlichen Würzburger-Raum wurde nach dem Sprachatlasmaterial vorgenommen, sie ist ungenau. Bisher bekannte Tatsachen lassen eine sprachliche Zusammensetzung aus alemannischen, süd- und rheinfränkischen Bestandteilen mit thüringischer Beimischung erschließen. Die Westgrenze des Unterostfränkischen wurde durch Hirsch¹⁰⁾ in der sogenannten Spessart-Barriere festgelegt; für die außerhalb des ostfränkischen Sprachbereichs liegenden Landkreise Alzenau, Aschaffenburg und Miltenberg sind erste Ansätze zu einer Untersuchung vorhanden¹¹⁾. Da jede weitere Mundartforschung in Franken zuerst darauf bedacht sein muß, die aufgezeigten Lücken im Unterostfränkischen, d. i. im wesentlichen der Regierungsbezirk Unterfranken, zu schließen, wird es nötig sein, durch Kundfahrten mit geschulten Mitarbeitern des Ostfränkischen Wörterbuchs den Laut- und Formenbestand wie einen gewissen Leitwortschatz direkt aufzunehmen. Bisher fehlen dafür jegliche Mittel.

Ein wichtiger Zweig der Mundartforschung, die Erschließung der historischen Mundarten unseres Raumes aufgrund der Kanzlei- und Klostersprache, ist bisher nur in einigen wenigen Arbeiten, die sich zudem mit der Analyse des lautlichen Befundes begnügten, angegangen worden¹²⁾. Hier ist mit der Berufung von Emil Ploß auf den Lehrstuhl von Ernst Schwarz Richtungsweisendes geschehen: die *historische Mundartforschung* wird in den kommenden Jahren einen Schwerpunkt der Arbeit in Erlangen bilden. Als Aufgabe für die Zukunft bleiben Studien der Dichtersprache und ihres Wortschatzes¹³⁾, der Wortbildung, der Syntax, der Phonologie¹⁴⁾, vor allem aber solchen zum Verhältnis von Mundart, Umgangssprache und Hochsprache in Franken.

Während etwa in den Untersuchungen des thüringischen und sächsischen Sprachraums für die Sprachgeschichte durch das Aufzeigen der *sprachsoziologischen Schichtungen* eine weitere 'Dimension' hinzugewonnen wird, begnügten sich bisher die Bearbeiter ostfränkischer Kleiräume mit einigen wenigen Andeutungen in dieser Richtung. Die Vielschichtigkeit des Komplexes 'Umgangssprache' wird nirgends sichtbar. Wenn wir – im Anschluß an den Vortrag von Eberhard Wagner – die Polarität der heutigen Sprachformen nochmals aufzeigen, so sehen wir, daß die Mundart im wesentlichen identisch ist mit dem, was wir als 'Volkssprache' bezeichnen: jede sprachliche Äußerung, „die durch jene spezifische geistige Haltung geprägt ist, die hinter allen Mundarten sehr gleichartig steht, die auch Parallelen zu Primitivsprachen erlaubt und die vor allem durch naives, sachnahes Denken, Abneigung gegen Abstrakta, Vorliebe für emotionale und affektische Wörter, Ab-

neigung gegen untergeordnete Satzgefüge u. ä. gekennzeichnet ist" ¹⁵). Den absoluten Gegensatz zu ihr sehen wir in der *Hochsprache*, einer *Bildungssprache*, deren „wichtigste Eigenschaften rationale Klarheit, Ausbildung von Allgemeinbegriffen, Fähigkeit zur Darstellung gedanklicher Beziehungen (unterordnende Satzgefüge) usw. sind" ¹⁶). Sie ist, mindest dort, wo sie Schriftsprache wird, der Norm unterworfen ¹⁷). Keine derartige Norm kennt dagegen die *Umgangssprache*, die alle Schattierungen zwischen Hochsprache und Mundart einnehmen kann, die offen ist nach allen Seiten.

Für die gegenwärtige Sprachsituation in Franken können wir, wie in anderen deutschen Sprachräumen, ein *Zurückweichen der Mundart* konstatieren, die, als Begleiterscheinung bekannter gesellschaftlicher und sozialer Umschichtungen, im Dorf weithin bereits als 'ordinär' betrachtet wird. Die Technisierung in der Landwirtschaft bedroht den über Jahrhunderte hinweg fast unverändert gebliebenen Bauernwortschatz, die Bezeichnungen für heute veraltete Arbeitsgeräte und -vorgänge. Mit der Einführung neuer Maschinen wird ein Wortschatz üblich, der die Industrienormierung, wie sie in Gebrauchsanweisungen bzw. Ersatzteilbeschreibungen vorgegeben ist, übernimmt. Im Nachbarschaftsbereich, in dem alte Bindungen, etwa durch frühere gemeinschaftliche Arbeitsvorgänge, entbehrlich werden, dominiert die Umgangssprache, die ein *ständiges Anpassen der Sprachmittel an den jeweiligen Partner* ermöglicht. Sie ist damit der „eigentliche Nährboden sprachlicher Veränderungen, der Schauplatz aktiven, vorantreibenden Lebens" ¹⁸). Auch dort, wo wir in den Städten, vor allem unter zahlreichen Gebildeten, die bewußte Tendenz zum Beharren, das Stehen zur Mundart registrieren, handelt es sich in Wirklichkeit um Umgangssprache, die heute offenbar allgegenwärtig ist. Die *Bindung an den Raum*, etwa in der Lautform, ist im allgemeinen noch erhalten, wenn auch Umstellungen innerhalb des Systems bereits bemerkbar sind. Aus ihnen wird aber keine 'fränkische Hochsprache' hervorgehen, eine Einebnung dessen, was geschichtlich geworden; denn hier erst ergäbe sich ein Substanzverlust, der, auch im Zeichen eines raschen Fortschreitens des bisher langsamen Wandels, nicht zu befürchten ist. Das Kreieren einer solchen Kunstsprache, die etwa dem Rundfunk ein räumlich weiteres Verstandenwerden garantierte, wäre im sprachlich kleinräumigen Franken ebenso hoffnungslos wie das künstliche Festhalten und Konservieren alten Mundartgutes. Wichtiger wäre die Besinnung auf das *sprachliche Selbstbewußtsein der Franken* gegenüber allen Tendenzen einer Bajuwarisierung, der ständigen Berieselung durch eine Umgangssprache münchenerischer Prägung in Rundfunk und Fernsehen.

Im Gegensatz zur Mundart selbst hat die *Mundartdichtung* in Franken bisher keine eingehende wissenschaftliche Analyse erfahren; die gedrängten Übersichten sind zudem nicht an die neueste Entwicklung

herangeführt worden¹⁹⁾. Neben Johann Konrad Gröbel und Nikolaus Fey, die als einsame Gipfel herausragen und immer dann genannt werden, wenn von fränkischer Mundartdichtung die Rede ist, finden wir auf ganzer Ebene ein Reimen oder „Klingeln“ in der Mundart oder in dem, was man dafür hält. Seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts trat schließlich ein absolutes Stagnieren ein, ein Abkapseln gegen alles Neue, ein Rückwärtsblicken. Erst in letzter Zeit konnte dieses Dornröschendasein durchbrochen werden. Wichtig dafür wurde der Kontakt unter den Dichtern²⁰⁾, die *Zwiesprache untereinander und mit dem Publikum*, das Heraustreten aus einer selbstgewählten Vereinsamung, das Herausfordern der Kritik, das Sichstellen schlechthin. Der neue Ansatz führte nicht zu einem sofortigen Durchbruch. Gedichtsammlungen wie etwa Engelbert Bachs „Plaudereien aus Franken“²¹⁾ bieten über weite Strecken Konventionelles, wenn auch an wenigen Stellen bereits eine neue Sprache, eine neue Sicht aufscheinen. Ohne einen abrupten Bruch mit der Tradition gewinnt die fränkische Mundartdichtung den Anschluß an die Hochsprachendichtung, wenn auch ein Hinterherhinken nicht zu verkennen ist. Wie überall auf volksmäßiger Ebene können wir das zögernde Nachfassen verspüren, das Aufgreifen der von avantgardistischen Geistern bereits vor Jahrzehnten durch –, inzwischen weitgehend auch abgespielten Ideen und Formen. Die Anregungen, vor allem aus dem Expressionismus – von Leonhard Frank auf Wilhelm Schmitzer etwa – sind leicht nachzuweisen, trotzdem sind sie nicht in einem Epigonentum erstarrt. Es ist ein *Nachgestalten auf mehr volkstümlicher Ebene*, eigenständig und mit anderen Mitteln als sie die Hochsprache leisten kann. Wir verspüren wenig Härte, nicht den visionären Ausruf, den ekstatischen Aufschrei von damals; es sind eher leise, zarte, feine Töne, etwas viel Beschaulichkeit noch, ein Sinnieren über das Schicksal des Menschen in unserer bewegten Zeit, sein Leid, seine Enttäuschungen. Aber diese neue Dichtung in der Volkssprache ist auf dem Weg; sie ist stilistisch, formal, auffassungs- und verarbeitungsmäßig im Voranschreiten. Das Streben geht dahin, im dichterischen Bild die *neue Wirklichkeit* in Erfahrung zu bringen, diese für alle verständlich zu machen, also auch für solche, die keine Antenne für die Aussage eines hochsprachlichen Dichtwerkes haben. Der Mundartdichter findet seine Aufgabe dort, wo er diejenigen erreichen kann, die wie er aus dem gleichen Raum stammen, die gleichen Gefühls- und Gemütswerte besitzen; die sich in seinen Gestalten wiedererkennen, in seiner Aussage ihren Grundcharakter bzw. ihre Grundständigkeit wiederfinden. Ihnen kann er eine tiefere Schau des Lebens vermitteln.

Die Gestaltung der neuen Wirklichkeit, der technischen Welt, erfordert eine *neue Sprache*, die in der Mundart nicht vorgegeben ist, sondern erst vom Dichter geschaffen werden muß; die Verwendung des alten Mundartwortschatzes etwa würde nur die Sicht der alten vergangenen Bauernwelt ermöglichen. Die Mundart, oder besser die Volks-

sprache, ist ein *legitimes Mittel* für dichterische Aussage, denn sie ist adäquat dem geistigen Gehalt der sie sprechenden Menschen; sie ist, nach G o e t h e, „das Element, in welchem die Seele Atem holt“. Die Einordnung der Volkssprache in den Gesamtbereich der Dichtung hat wohl am klarsten Carl Z u c k m a y e r gekennzeichnet in seinem Vortrag zum 100. Geburtstag Gerhart H a u p t m a n n s am 15. 11. 1962 in Köln, wo es heißt: „Mundart und Volkssprache werden immer wieder der stärkste Springquell und die mächtigste Treibwurzel der Dichtung sein, und wenn sie versiegen, wird das Dichterwort seine Lebenskraft, auch seine Zaubermacht verlieren. Im Gegensatz zur zerebralen Bildungssprache ist Mundart völlig elementar, immer gegenständlich und ebenso immer im bildnerischen Sinne produktiv, weil sie aus der unmittelbaren Anschauung keimt, sproßt und wuchert“.

Anmerkungen:

- ¹⁾ F. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartforschung für die Zeit vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Jahres 1889, Leipzig 1892. – F. Maurer, Fränkische Mundartforschung, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 1, 1935, S. 63-79. – H. Steger, Stand und Aufgaben ostfränkischer Mundartforschung, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 21 (Festschrift Ernst Schwarz II), 1961, S. 225-266.
- ²⁾ Als herausragend dürfen die Untersuchungen von A. Gebhardt, Grammatik der Nürnberger Mundart, Leipzig 1907, von O. Heilig, Grammatik der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes, Leipzig 1898 und von K. Glöckner, Die Mundarten der Rhön, Darmstadt 1913 genannt werden.
- ³⁾ F. Maurer, Volkssprache (Fränkische Forschungen 1), Erlangen 1933, S. 2.
- ⁴⁾ E. Straßner, Ostfränkisches Wörterbuch, Zeitschrift für Mundartforschung 32. Jahrgang, 1965, S. 149-153.
- ⁵⁾ E. Straßner, Die Wortforschung in Franken seit dem 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zu einer Geschichte der ostfränkischen Mundartforschung, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 25, 1965, S. 463-530.
- ⁶⁾ H. Steger, Franken und die mittelalterliche Ostsiedlung im Lichte der Mundarten. Versuch einer vorläufigen Zusammenschau, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 22, 1962, S. 313-355.
- ⁷⁾ E. Schwarz, Sprache und Siedlung in Nordostbayern (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft Bd. IV), Nürnberg 1960.
- ⁸⁾ H. Steger, Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken. Habilitationsschrift 1964, demnächst Schriften des Instituts für fränkische Landesforschung.
- ⁹⁾ vgl. die Karte von H. Steger, Sprachräume und Sprachschranken in Ostfranken.
- ¹⁰⁾ A. Hirsch, Dialektgeographische Studien über die Mundarten im Spessart (Der Aufbau einer Mundartbarriere), ungedr. Diss. Würzburg 1958.
- ¹¹⁾ H. Lange, Mundartliche Vokalinventare im Landkreis Alzenau. Zulassungsarbeit Erlangen 1966.
- ¹²⁾ A. Huther, Die Würzburger Kanzleisprache im XIV. Jahrhundert. 1. Teil: Die Lautverhältnisse. Frankfurt 1913. – L. Kemmer, Versuch einer Darstellung des Lautstandes der Aschaffener Kanzleisprache in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dillingen 1898. – N. Ludwig, Die Kanzleisprache von Schweinfurt (Ostfranken). Diss. Würzburg (Masch.) 1922. – J. Pfanner, Die deutsche Schreibsprache in Nürnberg von ihrem ersten Auftreten bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts, Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg 45, 1954, S. 148-207.
- ¹³⁾ R. Grimm, Zum Stil des Erzählers Leonhard Frank mit einem Anhang über Franks Verhältnis zur Mundart, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 21, 1961, S. 165-195.
- ¹⁴⁾ O. Werner, Friesen. Landkreis Kronach (Oberfranken). Lautbibliothek der Deutschen Mundarten 32, Göttingen 1964.
- ¹⁵⁾ I. Reiffenstein, Mundart, Umgangssprache und Hochsprache in Bayern. Gedanken zur Mundartpflege. Schöner Heimat, 51. Jahrgang, 1962, S. 544. ebd. S. 544
- ¹⁶⁾ ebd. S. 544
- ¹⁷⁾ H. Steger, Sprachnorm, Grammatik und technische Welt, Sprache im technischen Zeitalter. 1. Jahrgang, 1961, S. 183-198.
- ¹⁸⁾ I. Reiffenstein, a. a. O. S. 545.
- ¹⁹⁾ J. Dünninger, Ostfränkische Mundartdichtung, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. Bd., Berlin 1965, S. 513-516. – B. Martin, Die hochdeutsche Mundartdichtung, Deutsche Philologie im Aufriß, 2. Bd., 1960, Sp. 2351-2404.
- ²⁰⁾ Zusammenschluß im Verband fränkischer Schriftsteller e. V.
- ²¹⁾ E. Bach, Plaudereien aus Franken, Kitzingen 1959.

INHALT

Dr. E. Wagner Zur Situation der Mundart heute	3
Dr. E. Straßner Zur Theorie und Praxis der fränkischen Mundartdichtung heute	22
Engelbert Bach	
Dia Sintflut fällt aus	37
Trost	44
Manchesmol nachts	45
In Herbst nei	46
Wilhelm Staudacher	
S' reimt si nit viel	48
S' kou kanns nix drfür	49
Es hat die Luft	50
Willy R. Reichert	
Bein Booder	51
Weinspruch	53
Juniwind	54
Untersambach	55
Spätherbst	56
Franz Bauer	
Junge Liebe	57
Der Mensch lebt net von Brout allah	60
Der Stöier	61
Adam J. Metzner	
Es Kreuzerla	62
Dä Sensnma	63
Alla Tog	64
Nachts	65
Georg Trost	
Oppes vom Heiern	66
Die Grenz	68
Willi Schmitzer	
Da Poita	69
Weihnouchten	71
A weng nouchdenkli	72
Schtatisti	73
Dr. E. Straßner Zur Situation der Mundartforschung und -Dichtung in Franken	74